

Frankfurter Allgemeine

Magazin

FEBRUAR 2020



ALLES AUF ANFANG



chanel.com CHANEL-Kundenservice Tel. 01801-24 26 35 (3,9 Ct/Min. aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min. aus Mobilfunknetzen).

CHANEL



DOLCE & GABBANA

SHOP ONLINE AT DOLCEGABBANA.COM

GUCCI





Max Mara

P ERHAPS
R OMANCE
A LWAYS
D ESIRES
A NOTHER



PRADA.COM

WIR FANGEN AN

Lange Wellen treiben schräg gegen den Strand, wölben Buckel mit Muskelsträngen, heben zitternde Kämmе, die im grünsten Stand kippen.“ Das bin nicht ich, der das hier einfach so schreibt, das ist der Anfang eines großen Romans; wenn Sie den Satz kennen, dann gehören Sie zu den Kennern der deutschen Nachkriegsliteratur. Ich habe über den Beginn des Romans „Jahrestage“ von Uwe Johnson damals wochenlang gebrütet. Denn meine Doktorarbeit handelt, von diesem gewaltigen Roman, einem zeitgeschichtlichen Panorama vom Nationalsozialismus bis zum Vietnamkrieg. Mein Thema damals: Medien in den „Jahrestagen“. Wie kommen Zeitung, Radio, Fernsehen in den Roman? Als guter Germanist suchte ich die Bedeutung sogar dort, wo sie vielleicht gar nicht zu finden ist. Die langen Wellen brachen sich für mich also nicht nur an der Küste des Atlantischen Ozeans, in dem die Hauptfigur Gesine Cresspahl gerade schwamm, sondern sie kamen als Langwellen aus dem Radio. Den grünsten Stand fand ich auf den 1891 Seiten des vierbändigen Romans als grünen Zeitungsstand wieder. Und diese „Buckel mit Muskelsträngen“, na, die erinnerten doch stark an eine Katze, natürlich die „Katze Erinnerung“, die in dem Roman immer wieder auftaucht – und die immer wieder gefüttert wird durch Meldungen aus der „New York Times“. Wenn es also immer heißt, dass schon im ersten Satz eines Romans alles steckt, dann hatte ich das gerade bewiesen. Leider kippt die Bedeutung in diesem Auftakt aber so hin und her, dass ich keine vernünftige Theorie daraus ableiten konnte. Egal: Den Zauber des Anfangs hatte ich gespürt. Ich schreibe hier so viel darüber, weil es in diesem Heft genau darum geht: um die Faszination des Beginnens. Lesen Sie die Geschichten über die Anfänger aus der Kreativszene, schauen Sie sich in der Modestrecke die Energie der neuen Rapperinnen an, begleiten Sie einen Boulderer auf dem Weg nach oben, zu den Olympischen Spielen, und schauen Sie dem Fernsehmoderator über die Schulter, der als Junge mit dem Schreiben anfing, dann lange redete und nun endlich wieder – und zum Glück – beim Schreiben angelangt ist. Immer wieder neu beginnen! Damit das nicht nur ein Spruch bleibt, haben wir auch die Fachleute gefragt: Unsere Literaturredakteure erklären ihre Lieblingsanfänge – die können das nämlich wirklich. Und wann fangen Sie mit dem Anfangen an? *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Holger Appel, Johanna Christner, Johanna Dürholz,
Leonie Feuerbach, Dr. Rose-Maria Gropp, Aylin Güler,
Hannes Hintermeier, Annabelle Hirsch, Sandra Kegel,
Stefan Locke, Julia Löhr, Celina Plag, Andreas
Platthaus, Julika Reese, Peter-Philipp Schmitt,
Dr. Tilman Spreckelsen, Bernd Steidle, Ulrich Wickert,
Jennifer Wiebking, Dr. Jan Wiele, Matthias Wyssuwa

Bildredaktion:
Henner Flohr

Art-Direktion:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz-media

Hersteller:
Andreas Giether

LAYOUT:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300
90471 Nürnberg



BOTTEGA VENETA



LEONIE VOLK aus Michelstadt im schönen Odenwald hat schon oft für unser Magazin gearbeitet. Nun feiert sie ihre Premiere als Chef-Stylistin des Titel-Shootings. Mit Autorin Celina Plag und Fotografin Eva Baales hat sie Rapperinnen inszeniert. Auf das Thema kam die Stylistin in Berlin, wo sie nach Stationen in London und Paris nun lebt: „In Neukölln komme ich täglich mit Deutschrap in Berührung.“ (Seite 38)



JULIKA REESE, hier mit dem Schauspieler Paul Zichner auf der Bühne des Berliner Ensembles, hat für Universal Music gearbeitet und über Festivals geschrieben. So konnte sie ihrer Musikleidenschaft auch professionell nachgehen. Für dieses Heft hat sie junge Kreative (Seite 30) porträtiert, die gerade erst beginnen.



ANNABELLE HIRSCH arbeitet als deutsch-französische Journalistin und Übersetzerin in Paris. Sie schreibt für Medien in Deutschland und der Schweiz über Literatur, Theater, Kunst und den französischen Alltag. Für dieses Heft hat sie den Designer Christophe Delcourt (Seite 48) getroffen – und dabei erfahren, warum der frühere Schauspieler seine Karriere auch dem Rat seiner Großmutter verdankt.

FOTOS: JULIA ZIMMERMANN, ROBERT GOMMICH, DANIEL PLAG, PRIVAT (2)

MITARBEITER

STEFAN LOCKE liebt diesen Drehsessel. Der Korrespondent dieser Zeitung in Dresden hat darauf als Kind herumgetollt – und brach sich den Arm, als er herunterfiel. Seine Eltern, die den Sessel 1978 für das Wohnzimmer ihrer Plattenbauwohnung erworben hatten, wollten ihn nach der Wende ausrangieren. Er nahm ihn an sich und ließ ihn neu beziehen. Bei seinen Recherchen zur Polstermöbelfabrik Oelsa (Seite 50) entdeckte Locke den Sessel nun wieder – auf einem Prospekt aus den Siebzigern.



ULRICH WICKERT ist in einer Familie aufgewachsen, in der Lesen und Schreiben zum Leben gehörten wie Essen und Trinken. Deshalb kam er auch nie auf die Idee, Journalist werden zu wollen. Aber als er nach bestandener Staatsexamen in den Rechtswissenschaften erklärte, er beende seine juristische Karriere, musste er Geld verdienen. Da ihm nichts anderes einfiel, begann er zu schreiben, weil das sein Hobby war. Er landete bei der ARD, wurde Fernsehkorrespondent in Washington, Paris und New York und moderierte 15 Jahre lang die „Tagesthemen“. Inzwischen hat er gut 25 Bücher geschrieben, darunter sechs Krimis und ein Kinderbuch. Für uns ging er an seine Anfänge als Autor zurück. (Seite 54)





GIORGIO ARMANI

FOTOS DIETER RUCHEL, ANDREAS PEN, NORBERT FRANZOHN, HERSTELLER



Christophe Delcourt wollte Schauspieler werden, dann fing er neu an und wurde Designer (Seite 48). Ein Treffen in Paris.



Zurück auf Los: Die Gründer der Galerie Lumas hatten die Mehrheit an ihrem Unternehmen abgegeben – und kauften sie nach einer Weltreise zurück. (Seite 66)



ZUM TITEL

Die Rapsängerin Loredana wurde von Eva Baales in Berlin fotografiert. Sie trägt einen Bodysuit mit Korsagen-Effekt von Wolford, eine G-String-Motocross-Hose von Namilia und Pumps aus schwarzem Leder mit Netzstoff von Jimmy Choo.

- 17 GUSTAF GRÜNDGENS
- 22 KARL LAGERFELD
- 34 CAROLINA CUCINELLI
- 44 SABRINA SETLUR
- 72 PAULA BEER

MODE Die neuen Sonra-Sneaker sind inspiriert vom Marmor der Insel Marmara. *Seite 22*

DESIGN Die „imm cologne“ zeigt Möbeltrends – und die F.A.Z. zu diesem Anlass eine Schau. *Seite 53*

LITERATUR Lesen oder nicht? Das entscheidet oft der erste Satz. Unsere liebsten Anfänge. *Seite 58*

SPORT Jan Hojer ist bei der Olympia-Premiere der Kletterer in Tokio am Start. *Seite 60*

REISE Gutes Essen, pittoreske Altstadt, angesagter Technoclub: Tiflis hat viel zu bieten. *Seite 65*

TECHNIK Vor gut 100 Jahren schon weckten Elektroautos große Hoffnungen. *Seite 70*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 14. März bei. **Im Netz:** www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Geisterstadt: Kolmannskuppe war einst Zentrum der Diamantensucher und die reichste Stadt Afrikas (Seite 62). Heute ist der Ort verwaist.



Weg von der Flasche: 25 Jahre lang war Heinrich nasser Alkoholiker (Seite 26). Jetzt ist er trocken. Mit dem Trinken aufzuhören war für ihn wie eine Wiedergeburt.



A-K-R-I-S-

www.akris.com

Vor siebzig Jahren

Asig war das Wort, das an Gustaf Gründgens hängen blieb. Mit ihm charakterisierte Klaus Mann seinen ehemaligen Schwager, den Karrieristen mit dem „aasigen Lächeln“. Gründgens hatte es 1936 zum „repräsentativen Schauspieler des neuen Reiches“ gebracht. Für Mann hingegen war er der „Affe der Macht“, der „Clown zur Zerstreuung der Mörder“. So bezeichnete er Hendrik Höfgen in „Mephisto“, seinem „Roman einer Karriere“. Auch wenn Mann keinen Schlüsselroman geschrieben haben will, so ließ sich in der Hauptfigur, dem fiktiven Schauspieler Hendrik Höfgen, unschwer der damalige Staatsschauspieler erkennen. Gustaf Gründgens war 1932 am Preußischen Staatstheater in Berlin zum unangefochtenen Star geworden, und das vor allem mit einer Rolle: dem Mephistopheles in Goethes „Faust“.

Klaus Mann und Gustaf Gründgens waren Freunde gewesen, sie verband die Liebe zu Männern und zum Theater. Zusammen mit seiner Schwester Erika und Pamela Wedekind, der Tochter des Dramatikers Frank Wedekind, stand Klaus Mann mit Gustaf Gründgens in den zwanziger Jahren auf der Bühne und spielte Stücke, die der Sohn des Schriftstellers Thomas Mann eigens für das Quartett geschrieben hatte: „Anja und Esther“ und „Revue zu Vieren“. Die Zeitungen titelten begeistert: „Dichterkinder spielen Theater!“ Der einzig wirklich begabte Schauspieler unter ihnen, der noch unbekannte Gustaf Gründgens, fand nur am Rande und oft gar keine Erwähnung.

Das sollte sich ändern. „Ich könnte mich überall durchbringen“, ist sich Klaus Manns Hendrik Höfgen sicher, bevor er den Pakt mit dem „Teufel“ schließt. Auch Gründgens ging nicht ins Exil, sondern arrangierte sich mit den neuen Machthabern, den Nationalsozialisten. Die Exilanten Klaus und Erika Mann – mit ihr war Gründgens kurzzeitig verheiratet – haben ihm das nie verziehen.

Der Opportunist Gründgens konnte seine Karriere nach dem Krieg fast bruchlos fortsetzen. Als dieses Bild vor 70 Jahren in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erschien, war er schon wieder Generalintendant an den Städtischen Bühnen seiner Heimatstadt Düsseldorf und spielte die Rolle seines Lebens, den Mephisto. An seiner Seite stand als Marthe Schwerdtlein eine weitere „Gottbegnadete“, wie die von den Nazis als „unersetzlich“ eingestufteten Künstler genannt wurden: Elisabeth Flickenschildt.

Um sie ging es eigentlich in dem Text, der am 11. Februar 1950 in einer vierseitigen Beilage erschien, der nur ein kurzes Dasein in der F.A.Z. beschieden war. Ihr Titel: „Für die Frau“. Elisabeth Flickenschildt war, wie der Autor Hermann Dannecker feststellte, eine „frappierend außer-



gewöhnliche“ Frau: sehr groß, mit langen, schweren Gliedern, einem großflächigen Gesicht und wild wehenden roten Haaren. „Von ihrer dunklen, aufgerauhten Stimme ging ein erregender Klang aus.“ Unzweifelhaft war „die Flickenschildt“ Gründgens fast ebenbürtig: „Stehen jedoch die richtigen Partner auf der Szene, dann entfesselt und formt sich bei der Flickenschildt ein Spiel von funkelnder und glühender Kraft der Menschengestaltung, voll der ganzen Hintergründigkeit des Lebens und der Welt.“

Die Charakterdarstellerin, die Otto Falckenberg entdeckt und gefördert hatte, spielte oft an Gründgens' Seite: Sie war Hamlets Gertrude, Ödipus' Iokaste und immer wieder die Marthe Schwerdtlein, Margaretes Nachbarin, in deren Garten Faust die „Gretchenfrage“ gestellt bekommt. Auch auf der Schallplattenfassung, die 1954 bei der Deutschen Grammophon erschien, sind die beiden zu hören: Sie gilt als Geburtsstunde des Hörbuchs.

Klaus Mann war da schon fünf Jahre tot. Der ehemalige Exilant fühlte sich fremd in seinem einstigen Heimatland und starb 1949 durch eine Überdosis Schlaftabletten. Sein Buch „Mephisto“ indes machte eine ungewöhnliche Karriere: Der Roman wurde 1971, lange nach Gründgens' Tod, in Deutschland höchstrichterlich verboten. Der Bundesgerichtshof gewichtete den „postmortalen Persönlichkeitsschutz“ höher als die Kunstfreiheit. Das tat dem Erfolg des Romans letztlich keinen Abbruch. *Peter-Philipp Schmitt*

Aus der F.A.Z. vom 11. Februar 1950: Elisabeth Flickenschildt als Marthe Schwerdtlein und Gustaf Gründgens als Mephisto im „Faust“

Foto Liselotte Strelow

LIFE

I. Im Juli 1937 blickte eine geheimnisvolle Schönheit namens Cynthia vom Cover des berühmten Magazins *Life*. Bald sollte sie ganz New York in ihren Bann ziehen.

II. Ihr Lebensgefährte war der Künstler Lester Gaba, an dessen Seite sie Theater besuchte oder sich auf der Fifth Avenue fotografieren ließ. Doch Cynthia war kein gewöhnliches New Yorker It-Girl. Sie war eine von Gaba aus Gips modellierte Schaufensterpuppe.

III. Das hielt sie jedoch nicht davon ab, ein Star zu werden. Sie verdrehte ganz New York den Kopf. Regelmäßig sah man sie in der Metropolitan Opera und in Nachtclubs, Cartier und Tiffany schenkten ihr Schmuck, und sie „schrieb“ eine Zeitungskolumne.

IV. Cynthia drehte Filme, war bei der Hochzeit von Edward VIII. und moderierte eine eigene Radioshow, in der Lester Gaba mit verstellter Stimme für sie sprach.

V. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde Gaba eingezogen. Er entließ Cynthia in die Obhut seiner Mutter, der die Puppe jedoch in einem Schönheitssalon zerbrach. Die Zeitungen füllten sich daraufhin mit Beileidsbekundungen.

VI. Lester Gaba erlitt einen Nervenzusammenbruch, 1940 verließ ihn seine große Liebe, der Regisseur Vincente Minnelli. 1953 scheiterte das erhoffte Comeback mit einer TV-Show und einer neugebauten Cynthia.

VII. Lester Gaba wurde Kolumnist für *Women's Wear Daily*, entwarf Schmuck und organisierte Modenschauen. Er starb 1987 mit 80 Jahren zurückgezogen in Manhattan. Was aus Cynthia wurde, ist leider nicht bekannt.

CYNTHIA
• 1937 - † 1953

Von Simon Schwartz



MARCCAIN

Marc Cain Collections

PRÊT-À-PARLER



ALLES AUF ANFANG

Jeder fängt mal klein an, und manche machen ihre ersten Schritte zum großen Modeschöpfer vielleicht schon in der Grundschule. Da lernt man schließlich nicht nur Lesen, Schreiben, Rechnen, sondern auch Basteln! Malen! Gestalten! Zugegeben, einige sind da kreativer als andere, die mehr so nach der Devise pinseln: Beim Mandala bitte nicht übertreiben! Filzstifte nicht doll drücken!

Wir haben Designer gebeten, sich zu erinnern an die Zeit als ABC-Schütze in der Mode oder zumindest ein bisschen zurückzublicken auf alte Stücke, jetzt, wo wir so viel übers Anfangen sprechen. William Fan (1) geht sowieso gern auf Reisen in die Vergangenheit, erzählt in seinen Kollektionen seine eigene Geschichte und brachte im Sommer 2016 „Jade-Garden“ heraus, eine Hommage an

Hongkong. Um sich für Neues anregen zu lassen, hilft es eben oft, noch mal auf Anfang zu stellen. Das hat Leyla Piedayesh von Lala Berlin gemacht (3, 8), indem sie einen alten Druck wiederaufleben ließ – und so einen schönen noch dazu (yay, Greifvogel!). Lou de Bètolary war zu Beginn schon anders und vernäht noch immer alles mit der Hand, so wie sie es auch bei diesem Stück (5) tat, das weit farbenfroher wirkt als neuere Modelle. Fast federleicht kommt Marina Hoermanseder daher. Ihr Stück (4) erinnert nicht nur an pinkfarbene Varianten aus ihrer neuen Kollektion, sondern ist eine herrliche Kombination aus flauschigem Badvorleger und türkisfarbenem Partydress. Kilian Kerner liebt sein Kleid aus frühen Zeiten (2) noch immer sehr, obwohl er nicht mehr weiß, wie er auf die Idee kam. „Ich

hatte seither so viele andere Ideen, dass es schwer ist, sie einzeln abzurufen.“ Für den Mix aus Stickereien ließ er sich von der Natur inspirieren, wie er sagt, eine altherwürdige Idee also, die zu Neuem verhilft.

Wenn man schon lang im Geschäft ist, erinnert man sich vor allem an die besonderen Momente. Für Jörg Ehrlich und Otto Drögsler von Odeeh war es ziemlich aufregend, zum ersten Mal in Paris zu präsentieren. Bei ihrer ersten Schau in der Stadt der Mode zeigten sie diese Stücke (6, 7), das ist acht Jahre her. „Wir hatten plötzlich so viele Gäste, dass wir kurzfristig die Location wechseln mussten.“ Es ging dann in die Galerie Greve im Marais, aus der eigentlich intimen Show wurde eine größere. Es war der Beginn von etwas Großem. (jdhz.) Foto Helmut Fricke

OMA WUSSTE ES SCHON IMMER

Nicht alle Lebensweisheiten aus Großmutter's Trickkiste sind überholt. Schon die alten Damen wussten die Vorzüge von Trockenblumen zu schätzen: kein lästiger Blumenwasengeruch, kein Umtöpfen – und man muss nicht gießen. Das kommt vor allem Menschen entgegen, die viel reisen. Daher setzen auch Stars und Influencer mittlerweile auf getrocknete Bouquets in natürlichen Erd- und Pastelltönen, damit es neben Coffeetable-Books und Kerzenständern nicht so leer aussieht. Getrocknete Grünlinge dekorieren den Hygge-Stil, in großen und kleinen Vasen, besonders stilsicher in Apothekengläsern.

Der Trend stammt natürlich von Pariserinnen. Die It-Girls Jeanne Damas und Sabina Socol setzen Trockenblumen in ihren Altbauwohnungen in Szene. Die dänische Modebloggerin Pernille Teisbaek schritt sogar mit einem getrockneten Brautstrauß zum Altar. Auch die vielen Dinner-Partys der Modesezene schmücken sich inzwischen mit getrockneten Farmblumen.



Ein Sträußchen in Ehren: Trockenblumen von Catrin Schlotmann

Trockenblumen werden zu floralen Hipstern! Pampasgras, Eukalyptus und Baumwollzweige dringen bis in Einrichtungshäuser und Onlineshops vor. Die Blumenhändler reagieren auf den Trend. Catrin Schlotmann, Floristin von Pigment Floristik in Offenbach, beliefert seit Oktober 2018 Frankfurter Restaurants, Cafés und Hotels mit eigens getrockneten Thekensträußen. Vom Trendcafé „EspressoEspresso“ bis hin zum Beauty-Concept-Store Philokalist: An der Braubachstraße wirkt es so, als hätte Schlotmann die ganze Straße ausgestattet. Und für die Café-Bar „AMP“ des Frankfurter DJs Ata, die am Wochenende zum Club wird, übernahm sie die gesamte Terrassenbepflanzung. In Workshops gibt Catrin Schlotmann mittlerweile ihr Wissen weiter.

Von den Jahreszeiten jedoch ist die Floristin weiterhin abhängig, denn nicht jedes Kraut eignet sich zum Trocknen. Die größte Auswahl steht auch ihr im Sommer zur Verfügung. Getrocknet halten die Sträuße dafür eine halbe Ewigkeit. Abfälle entstehen kaum. Diese floralen Entwürfe sind also nicht nur schön und pflegeleicht, sondern auch nachhaltig. Johanna Christner

FOTOHERSTELLER



choose your color
Dune collection



A N N A M A R I A
C A M M I L L I
F I R E N Z E

annamariacammilli.com



SNEAK AROUND (16) SONRA PROTO X LES BENJAMINS

Der Sonra Proto x Les Benjamins ist von Marmara-Marmor inspiriert, einem der ältesten Carbonatgesteine der Welt, der für seine modernen Farben und Linien bekannt ist. Für mich ist das Ergebnis der Kooperation ein perfekter Start in mein Sneaker-Jahr und momentan mein Favorit am Fuß. Sonra-Gründer Hikmet Sugoer ist kein Unbekannter in der Sneaker-Szene und wird nicht umsonst „Sneakerpapst“ genannt. In Berlin geboren und aufgewachsen, hat sich der Sechsvierzjährige schon im frühen Alter mit Sportschuhen beschäftigt, eines der ersten Sneakergeschäfte in Deutschland eröffnet – und schließlich vor vier Jahren verkauft. Seither produziert Sugoer seine eigenen Schuhe. Seine Sonra-Sneaker sind „Made in Germany“ und stehen für handgefertigte Styles aus umwelt- und hautfreundlicher Herstellung.

Auch den Kooperationspartner Les Benjamins gibt es noch nicht lange. Das Label wurde 2011 von Bünyamin Aydin in Istanbul gegründet. Aufgewachsen ist der Dreißigjährige in Deutschland, der Schweiz und in der Türkei. Schon in jungen Jahren lernte er, sich in verschiedenen Kulturen zu bewegen. Inzwischen hat sich die Streetwear-Marke als treibende Kraft an der Schnittstelle zwischen Europa und Nahost etabliert und präsentiert sich mit einer ästhetischen Philosophie. An jedem Produkt erkennt man kulturelle Einflüsse und solide Handwerkskunst. In der Türkei führt Les Benjamins die Streetwear-Szene an. Seine Kollektionen stellt Aydin zweimal im Jahr in Paris vor – vertreten ist Les Benjamins auf allen Kontinenten mit 300 Verkaufsstellen und 15 eigenen Filialen. Bekannt wurde das Label durch die Zusammenarbeit mit Unternehmen wie BMW, Nike, Alpha Industries und Puma.

Die Zusammengehörigkeit verschiedener Kulturen fördert nicht nur Bünyamin Aydin; auch Sonra-Gründer Hikmet Sugoer spielt in seiner Arbeit oft mit seiner türkischen Herkunft. So beschlossen die zwei Freunde, gemeinsam an einem Schuh zu arbeiten. Für den offiziellen Release des Sonra Proto x Les Benjamins hatten Sugoer und Aydin im Dezember 2019 nach Istanbul geladen: 20 Paar der Sonras wurden exklusiv beim Sneaker-Release im Les-Benjamins-Flagshipstore verkauft. „Alle Paare



waren sofort weg. Einer hat sogar die ganze Nacht vor dem Store verbracht, um sich ein Paar zu sichern“, berichtet Sugoer in seinem Podcast „Talkschuh“. Allen, die extra aus Deutschland angereist waren, versprach er ein Paar der neuen Sonras, für die man 285 Euro zahlte.

Für alle, die nicht anreisen konnten, gab es im Januar einen Online-Release für die restlichen rund 150 Paare. Auch sie waren innerhalb weniger Sekunden verkauft. In diversen Facebook-Gruppen wurden kurz danach „Want to buy“-Beiträge (kurz: WTB) gepostet. Doch auf dem Zweitmarkt musste man am Release-Tag schon bis zu 600 Euro für ein Paar zahlen. Inzwischen wurde allerdings auch schon der nächste Sonra-Release angekündigt: Mitte Februar kommen neue Farben vom Modell Raket – das ist das türkische Wort für Tennisschläger. *Aylin Güler*



Hier zum ersten Mal zu sehen: Karl Lagerfeld passt und fasst ein Kleid an, vor 60 Jahren bei Patou.

Foto Willy Maywald

DIE ENTDECKUNG EINES ANFÄNGERS

Immerhin, er war nun Chefdesigner. Karl Lagerfeld hatte sich als Assistent im Modehaus Balmain arg gelangweilt. Also wechselte er 1958 zur Marke Jean Patou an der Rue Saint-Florentin. Jeder habe ihm davon abgeraten, sagte er später, aber er zeichnete lieber dort verantwortlich fürs Design, als im Schatten von Pierre Balmain zu stehen.

Der junge Karl hatte es allerdings nicht so weit gebracht wie sein guter Freund Yves Saint Laurent, der nach dem Tod von Christian Dior 1957 dort Chefdesigner wurde – und über Nacht zum Star der Pariser Mode. Bei Patou wurde niemand zum Star. Das Modehaus des 1936 gestorbenen Modemachers, der durch die Erfindung des Tennisrocks und seine Parfums wie Amour Amour (1925) und Joy (1930) bekannt wurde, war nicht so groß und nicht so renommiert wie das Haus an der Avenue Montaigne.

„Aber es war eine Sensation, dass ein so junger und noch dazu deutscher Designer dort die Kollektion machen durfte“, sagt Peter Bermbach, der für Magazine wie „Schöner Wohnen“, „Vogue“ und „House & Garden“ schrieb – und zusammen mit dem aus Kleve stammenden Fotografen Willy Maywald gleich mal eine Geschichte plante. „Karl war sofort bereit, sich bei seiner Arbeit fotografieren zu lassen“, sagt Bermbach, der gerade aus Deutschland nach Paris gezogen war und bis heute dort lebt. „Er hatte schon immer einen sehr guten Riecher für Publicity.“

Karl Lagerfeld, der 1960 erst 27 Jahre alt wurde, begann schon damals, seine Karriere systematisch zu planen. Niemand konnte mit den Medien besser umgehen als dieser Vielredner. Kaum jemand sah besser aus als dieser adrette Deutsche im maßgeschneiderten Anzug. Auch im Studio stellte er sich gut dar, beugte sich vor dem Mannequin hinab, drapierte den schweren Taft und hielt inne, wenn Maywald „Halt!“ rief und auf den Auslöser drückte. Es sind seltene Szenen, denn er war nicht der Modemacher, der vor

einem Model in die Knie ging. Eigentlich zeichnete er nur die Entwurfsskizzen und überließ das mühsame Drapieren und Anpassen den Schneiderinnen. Das Foto aus dem Maywald-Archiv, das hier zum ersten Mal überhaupt veröffentlicht wird, ist insofern einzigartig. Oft wurde Lagerfeld, der am 19. Februar 2019 starb, also vor einem Jahr, bei seiner Arbeit für Chloé, Fendi oder Chanel am Zeichentisch abgebildet – am Model nie. Bei der Abnahme der Chanel-Kollektion zum Beispiel saß er in der Zentrale an der Rue Cambon am Schreibtisch und bat seine Assistentin Virginie Viard oder die Schneiderinnen, hier noch etwas abzustecken und dort noch etwas zu applizieren.

Aber er wusste sich eben zu inszenieren. In der „Münchener Illustrierten“ vom 5. März 1960 ziert „der neue Mann bei Jean Patou“ sogar mit Mannequin Kara den Titel und macht eine engagierte Geste. Am linken Handgelenk trägt er ein Handnadelkissen, als Ausweis seines Metiers.

Schnell musste der junge Chefdesigner erkennen, dass er auch bei Patou sein Glück noch nicht gefunden hatte. „Aber ich sagte mir, ich bin nicht hier als Kunstkritiker, sondern um etwas zu lernen. Mund zu und machen“, sagte er 2013 der „Welt am Sonntag“. Seine Geduld wurde stark strapaziert, denn bei Patou musste er pro Jahr nur zwei Couture-Kollektionen mit jeweils 60 oder 70 Kleidern entwerfen. Also wurde er 1963 freiberuflicher Designer und arbeitete für deutsche, italienische, amerikanische, japanische, französische Firmen. Angestellt war er nie mehr, verdient hat er trotzdem viel, typisch Kaufmannssohn.

Und schließlich überholte er seinen Freundfeind Yves. Der Liebling aller Franzosen, der psychisch angeschlagen war, gezeichnet von Rauschgift und Alkohol, hörte früh auf und starb 2008, mit 71 Jahren. Lagerfeld hielt durch bis 85. Sechs Jahrzehnte lang Chefdesigner! Gearbeitet hat er bis zum vorletzten Tag seines Lebens. *Alfons Kaiser*

PRÊT-À-PARLER

FOTOS: AYLIN GÜLER, ASSOCIATION WILLY MAYWALD - AD&P

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards – 2013/2017

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 29 internationaler Fotografie-Magazine



Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität.

Hinter Acrylglas, gerahmt oder als großer Foto-Abzug. Made in Germany – von Menschen, die Fotografie lieben. Wir sind stolz auf mehr als 100 Testsiege und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Ihr Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone.

WhiteWall.de

Stores in Berlin | Düsseldorf | Frankfurt | Hamburg | Köln | München | Stuttgart | Wien | Zürich

 WHITE WALL



SO KANN MAN DER KUNST IN DIE KARTEN SCHAUEN

Erstmals erwähnt wurden Spielkarten im Jahr 868 in der chinesischen Literatur. Die damaligen Regeln aus Fernost sind heute nicht mehr bekannt. Aber klar ist: Die Karten waren blank und unbemalt. Heute dagegen besteht ein Kartendeck aus dem Viersatz Herz, Karo, Pik und Kreuz. Die Spielkarten „Kunst-Genies“ des Laurence-King-Verlags gehen noch weiter. Die üblichen Farben stehen stellvertretend für Pop Art, Impressionismus, Expressionismus und Surrealismus.

Auf dem von Rebecca Clarke illustrierten Deck sind 52 Künstlerlegenden abgebildet. Frida Kahlo mit opulentem Goldschmuck an den Ohren, die japanische Künstlerin Yayoi Kusama mit knallrotem Topfschnitt und farblieh passender Polkatupfenbluse, Salvador Dalí mit ikonischem Zwirbelbart. Die Rollen der Joker nehmen in diesem Deck Pablo Picasso und Henri Matisse ein. So kann man bei der geselligen Spielpartie letzte kunsthistorische Bildungslücken schließen. Die Illustratorin Rebecca Clarke, die in

Paris und Den Haag Kunst studierte und heute in New York lebt, hat ihre Genies mit Gouache und Buntstiften zu Papier gebracht. Ihre Arbeiten konzentrieren sich auf den Ausdruck der Künstler, die menschlichen Erfahrungen, die sich darin spiegeln, und ihre typischen Attribute, verstärkt durch kräftige Farben, Linien und Strukturen. Clarke malte auch ihre persönlichen Vorbilder wie Henri Matisse und David Hockney. Zu ihren Favoriten zählen die Porträts von Frida Kahlo, Claude Monet und Takashi Murakami.

Wer es nicht so mit der Kunst hat, der kann sich auch für „Autoren-Genies“ oder „Musik-Genies“ entscheiden. Die sind zwar nicht von Rebecca Clarke illustriert, sondern von anderen. Aber Samuel Beckett oder David Bowie sogar als Joker können auch Helden sein. (joch.)

PRÊT-À-PARLER

VON IHNEN KÖNNEN LENA UND MARK LERNEN

Wird das was? Hält das lange? Lena Meyer-Landrut und Mark Forster sollen ein Paar sein. Sie sind nicht das erste Power-Couple der Musikbranche. Von manch einem Star-Duo könnten sie noch lernen.

Britney Spears und Justin Timberlake: Style

Bei Partnerlook denken viele zunächst an Pärchen um die sechzig, deren letzte zehn Sommerurlaube auf Rügen dafür gesorgt haben, dass ihre Goretex-Jacken nicht nur immer beiger, sondern schließlich auch identisch wurden – bei Tchibo gab's vielleicht ein Set. Justin Timberlake und Britney Spears aber bewiesen einst in großartiger Jeanskombi, dass man schlecht gekleidet und zugleich legendär sein kann. Und sind zudem dafür verantwortlich, dass man für immer an sie denken muss, sobald irgendwo irgendjemand Jeans zu Jeans trägt. Diese beiden strahlen so viel Neunziger-Jahre-Flair aus (tatsächlich stammt das Bild von 2001), so viel „Wir-sind-ein-gecastetes-Paar-mögen-uns-aber-trotzdem“-Eleganz. Und guter Stil spiegelt sich nicht nur in den Outfits wider: Auch nach der Trennung sprachen sie nie schlecht voneinander. Obwohl natürlich die duschende Frau im Video zu „Cry Me A River“ verdächtig nach Britney Spears aussah.

Justin Bieber und Selena Gomez: Drama

On, off, on, off! Mehr Trennungen, mehr „I don't know“ und „I'm not really sure“ hatten sonst nur Ross und Rachel in der Fernsehserie „Friends“! Aber ganz ehrlich: Wie heiß sind wir auf Paare, die für einander bestimmt scheinen, die aber nicht miteinander und erst recht nicht ohne einander können? Das Drama zwischen Bieber und Gomez wurde noch dadurch verstärkt, dass beide frühere Kinderstars sind, also immer ein bisschen drüber, und sowieso noch sehr jung. Großen Jubel gab es unter „Jelena“-Fans etwa, als Bieber 2016 wieder begann, Gomez auf Instagram zu folgen. Ein bisschen Drama ist aber auch für das betreffende Paar gut, hält es doch die Spannung *alive*. Ist man mal Single, gibt es da diese eine Person, mit der man nie wirklich abgeschlossen hat, von der ein paar Sprachnachrichten im Jahr guttun, um das rindergeschundene Ego zu boosten,



Partnerlook hilft nicht immer: Britney Spears und Justin Timberlake, hier im Januar 2001 bei den American Music Awards, lebten sich leider auseinander.

auf die man nach der nächsten gescheiterten Beziehung mit The Weeknd oder Sofia Richie zurückfallen kann.

Beyoncé und Jay-Z: Dignity

Ein seltenes Phänomen bei Promi-Paaren, die Würde. Dabei hatten auch Beyoncé und Jay-Z ihre Tiefpunkte: Der Rapper betrog die Sängerin, was aber nicht zur Trennung führte, sondern zu Beyoncé's großartigstem Werk, dem Album „Lemonade“, und ihrem großmütigsten Akt, der Vergebung. Auf dem Weg brauchte es ein paar Autos, die Queen B im Video zu „Hold Up“ elegant mit einem Baseballschläger malträtierte („What's worse, lookin' jealous or crazy?“), eine musikalische Erwiderung und Entschuldigung des Rappers und Jay-Zs Einsicht, dass er nicht nur mit einer der begehrtesten Frauen der Welt liiert ist, sondern mit einer Musikerin, die weit über ihre Zeit hinaus wirkt. Und sein Zugeständnis, dass er neben dieser Frau bestehen kann, meistens zumindest.

Taylor Swift und Calvin Harris: Beef

Es ist ohnehin schon nicht leicht, ein Ex von Taylor Swift zu sein, denn sie verarbeitet ihre Partner, besonders die verflöhenen, gerne in ihren Texten. Die Songschreiberin resümiert Beziehungen dermaßen *on point*, dass frühere Lebensgefährten sie sogar dafür lobten, wie gut sie die Situation eingefangen habe. Die meisten mochten es eher nicht, Jake Gyllenhaal war „beschämt“, John Mayer schrieb aus Rache einen Song zurück. Als DJ Calvin Harris sich nach 15 Monaten Beziehung von Taylor Swift trennte, sagte sie im Magazin „People“, sie sei Ko-Autorin seines Hits „This Is What You Came For“ und habe zuvor ein Pseudonym benutzt. Calvin Harris regte sich daraufhin auf Twitter auf, sie wolle ihn absichtlich ins schlechte Licht rücken, obwohl das mit dem Pseudonym ihre Idee gewesen sei, kurz: Harris machte sich noch mehr zum Deppen und wirkte wie, naja, ein saurer Ex eben. Und dann die Liedzeile „You were the one thing in my way“! Dabei steht er sich selbst im Weg. Also, liebe Promi-Paare: Man darf ruhig öffentlich fighten. Aber nach Trennung oder Alkoholfzufuhr bitte erst einmal ein Social-Media-Aus! *Johanna Dürrholz*

FOTOS: GETTY, HERSTELLER



RUG STAR
Storytelling Craftsmanship

EasyMe No. 07
Original hand knotted Persian weave sandblast
100 % wool

- Berlin**
RUG STAR
Rosa-Luxemburg-Str. 27
10178 Berlin
+ 49 (0)30 30 87-54 47
info@rugstar.com
www.rugstar.com
- Augsburg**
RUG STAR by Kröll & Nill
Zeuggasse 9
86150 Augsburg
+49 (0)821 455 06-30
teppiche@kroell-nill.de
www.rugstar-augsburg.de
- Stuttgart**
RUG STAR by Sorg Carpet
Am Schillerplatz 4
71522 Backnang
+49 (0)7191 911 2226
kontakt@sorgcarpet.de
www.rugstar-stuttgart.de



Heute geschlossen: Wo im Sommer die Passstraße am Nufenen verläuft, die die Schweizer Kantone Wallis und Tessin verbindet, übernimmt im Winter die Natur.

MARCO VOLKEN ZEIGT SEINE PASS-FOTOS

Dass über allen Gipfeln Ruh' war, ist auch schon eine Weile her. Selbst im Winter schallt heute über viele Gipfel DJ Ötzi, brummen Pistenraupen nachts über die Hänge, bringen Open-Air-Konzerte mit Zehntausenden Zuschauern die Berge zum Beben. Mit der stillen Jahreszeit ist es vielerorts nicht mehr weit her. Doch auch die Ruhe hat in den Bergen noch ihren Platz, wie Marco Volken in seinem Band „Wintersperre“ zeigt. Er ist zu Schweizer Bergpässen aufgebrochen, die ein halbes Jahr lang ihrer Funktion beraubt sind – sie sind für Autos gesperrt und so den Menschen entzogen. Der freie Fotograf, geboren 1965 in Mailand, aufgewachsen in Lugano und zu Hause in Zürich, machte sich ein Bild von Berglandschaften, die im Sommer von zahlreichen Urlaubern überrollt werden und danach monatelang sich selbst überlassen sind: Gotthard, Albul, Nufenen, Großer St. Bernhard und andere.

In den Wintern 2016/2017 und 2017/2018 stieg Volken auf Tourenski, zeitweise auch auf Schneeschuhen, auf den gesperrten Passstraßen nach oben, immer auf der

im Sommer genutzten Trasse, in einem Anlauf, an einem Tag. Das klingt einfacher, als es in Wahrheit war. Die verschneiten Straßen querten lawinengefährdete Hänge, die Orientierung bei Schnee und Nebel erwies sich oft als schwierig, weil nicht nur die Straßen, sondern auch Pfosten und Hinweisschilder von Schnee und Eis verschluckt waren. Dazu kam die Einsamkeit auf den sonst so belebten Alpenübergängen, die im Winter von allen Auto- und Skifahrern verlassen und dem Vergessen anheimgefallen waren. Der Fotograf Volken fühlte sich da zuweilen wie „eine Art Polarforscher unweit der Haustür“ – eine Illusion, die an manchen Tagen von den polaren Wetterbedingungen noch verstärkt wurde.

Seine Bilder zeigen Spuren, Hinterlassenschaften, Überreste menschlicher Tätigkeit in den Bergen – kaum aber die Menschen selbst. Der Winter hat auf den Pässen eine eigene Welt erschaffen: manchmal, indem er Zäune, Tunnel, Rasthäuser nur sanft berührt hat; manchmal, indem er alles Menschenwerk getilgt und unter einer weißen Decke verborgen hat. Die Fotos schwanken zwischen Bergidyll und Endzeitstimmung, Traumlandschaft und Trostlosigkeit, skurrilem Kommentar und berührender Einfachheit. Was sie eint, ist ein Moment der Vergänglichkeit – der Werke des Menschen wie jener des Winters. (nle.)

„Wintersperre“ von Marco Volken erscheint im März im AS Verlag (39,90 Euro).

PRÊT-À-PARLER

EIN TISCH MIT PIPELINE AUS PAPIER

Erstmals auf sich aufmerksam machte Peter Otto Vosding 2017. Vor drei Jahren war er nicht nur auf der Nachwuchsschau der Mailänder Möbelmesse zu sehen, dem Salone Satellite. Er war auch vom Rat für Formgebung als einer von fünf Finalisten für den German Design Award ausgewählt worden. Den Newcomer-Preis, den die Staatsministerin für Kultur und Medien, Monika Grütters, übergab, bekam er zwar nicht. Allein die Auszeichnung, zu den Finalisten zu gehören, war für ihn aber schon eine große Anerkennung. „Sie gab mir Motivation“, sagt Vosding, der bis dahin fast nur Studienarbeiten vorgelegt hatte. Inzwischen sind einige Entwürfe in Produktion, darunter auch seine Blockbank B51, die er in der Tradition des Bauhaus und der Walter-Gropius-Bank D51 für Tecta gestaltet hat, als Teil der Edition Bauhaus-Nowhaus.

2017 war auch das Jahr, in dem sich der gebürtige Wiesbadener in Köln mit seinem Studio Vosding Industrial Design selbständig machte. Seither war er noch einmal als Nachwuchsdesigner beim Salone Satellite, im April nimmt er zum dritten und letzten Mal teil, und im Januar beim Pure Talents Contest der Kölner Möbelmesse. Dort zeigte er zwei neue Entwürfe: das Regal Softshelf und den Tisch Pipe-Line. Dem Regal Softshelf hat er eine textile Außenhaut verpasst. Die gepolsterten Wände bilden den Rahmen, und sie absorbieren störende Geräusche. „Das Regal erzeugt eine einladende Atmosphäre, und es übernimmt wie selbstverständlich die Funktion von Akustikelementen“, sagt der Neunundzwanzigjährige.

Einfach mal anbauen: Peter Otto Vosdings Tisch Pipe-Line lässt sich ausziehen. Dafür hat er zwei ineinander laufende Rohre aus Papier entwickelt, die wie eine Teleskopstange funktionieren.



Bei seinem Entwurf Pipe-Line handelt es sich um einen Ausziehtisch, „dessen Mechanismus bewusst betont wird, anstatt ihn hinter Zargen zu verstecken“. Die zwei ineinander laufenden Rohre, die fest mit den beiden Wangen des Tisches verschraubt sind, bestehen aus gewickeltem Papier und funktionieren wie eine Teleskopstange. Tisch- und Anbauplatte sind aus einem Sandwichmaterial mit Pappwabenkern und dadurch besonders

leicht. „Der Tisch kann platzsparend versandt werden“, sagt Vosding. „Für den Aufbau müssen lediglich die zwei Rohre mit den jeweiligen Wangen verschraubt und anschließend die Tischplatte mit der vormontierten Unterkonstruktion aufgelegt werden.“ Wird die Anbauplatte nicht gebraucht, kann sie mit zwei Holz winkeln unter der Tischplatte verstaut werden. Was den Entwürfen noch fehlt, ist ein Hersteller. (pps.)

FOTOS: MARCO VOLKEN/AS VERLAG, VOSDING INDUSTRIAL DESIGN



Ein Held, wer seinen Anzug mehr als einmal trägt? Stella McCartney, sonst Vorreiterin in Sachen Fair Fashion, zeigt, dass sie sich fernab der Realität bewegt, wenn sie Joaquin Phoenix dafür feiert, dass er einen Smoking gleich drei- oder sogar viermal trägt. „Achtung, Gandhi, Mutter Teresa, Nelson Mandela“, schrieb ein Twitter-Kommentator hämisch, „wir haben einen neuen Helden!“

NACKT LESEN

Was ist noch schöner als Lesen? Nackt lesen! Der Instagram-Kanal @literakt zeigt Lesende in intimen Situationen. Da sieht man mal, wie sinnlich, erotisch und sonst was Lesen sein kann. Wir bleiben diskret und überlassen es den Kollegen von @literakt, die Nackt-Schmökerer zu zeigen. Nippel sind da übrigens zensiert, sonst zensiert Insta ...



„Drinking with Einstein“: Endlich kann man sich nicht nur schön, sondern auch intelligent saufen. Vielleicht wird man mit dem Korken von Donkey sogar auch zum schlaunen Trinker.



Korbo macht, wie der Name ahnen lässt, Körbe, die vielseitig anwendbar und schön schlicht sind. Man kann in ihnen Müll, aber auch schmutzige Socken oder gar saubere Socken aufbewahren. Sock on!

Kreisch! Eine Serie mit Tan France, dem Modeexperten von „Queer Eye“ (dem vielleicht schönsten Mann in der Geschichte des Farbfilms), und Sril-Ikone Alexa Chung. „Next in Fashion“ heißt die Netflix-Produktion, in der acht junge Designtalente gegeneinander antreten, um ein Preisgeld von 250.000 Dollar zu gewinnen. Star-Appeal jedenfalls hat das Format.



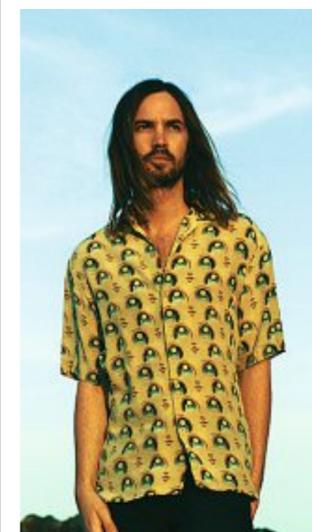
FOTOS: TWITTER @STELLAMCCARTNEY/SCREENSHOT FAZ, SHUTTERSTOCK, NEIL KRUG, APF, REUTERS, HERSTELLER



So haben Sie ihn vielleicht noch nie gesehen, aber ja, das ist der Schwarzwald, eventuell mit einem ganz dezenten Filter bearbeitet. Der Schwarzwald ist nämlich nicht einfach nur der Schwarzwald, wie man vermuten könnte, sondern der „Black Forest“! Und der ist der am häufigsten geteilte Wald auf Instagram 2019. Sagen „Taxi2Airport“, die Hashtags gezählt haben. Fame für die deutschen Wälder!



Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Johanna Dürholz



Endlich mal gute Nachrichten aus Australien! Ausnahmemusiker Tame Impala veröffentlicht im Februar sein viertes Studioalbum. Erste Singleauskopplungen wecken Vorfreude.

NIX MIT INFLUENCER

Ahhhhh, die Jugend. Nichts als Flausen im Kopf, Snapchat hier, Tiktok da. Doch weit gefehlt! So vorausdenkend sind die deutschen Fünfzehnjährigen gar nicht. Denn was wollen sie laut der neuen Pisa-Studie werden, wenn sie groß sind? Lehrer. Ärztin. Automechaniker. Digital geht anders. Nix mit Instagrammer for life!



Hand aufs Herz, wem bei diesem Tisch von Bross nicht das Herz aufgeht.



Ein Schwamm zum Reinbeißen (bitte nicht ausprobieren) von Donkey, der Lust auf Eis und aufs Spülen macht.



In einer neuen Rolle: Paul Zichner spielt seit 2017 am Berliner Ensemble, seit 2019 nicht mehr als Schauspieler. Als Mann ist er präsent auf der Bühne.

Foto Julia Zimmermann

WIR SIND DIE NEUEN

Diese fünf Kreativen fangen gerade an durchzustarten: mit einer ersten Kollektion, der ersten Kampagne, dem ersten Bühnenauftritt nach der Geschlechtsangleichung.

Von Julika Reese

PAUL ZICHER, SCHAUSPIELER SELBSTFINDER

„Stimme: Fühlt sich besser an als bisher. Schön tief. Akne: Ich ignoriere dich! Körper: Haariger, härter. Feeling: Gut. Besser. Männlich herb.“ Auf Instagram teilt der Schauspieler Paul Zichner Eindrücke seiner Transformation – vor einem guten Jahr hat er sich entschieden, fortan als Mann zu leben. „Es sind äußere Merkmale, die bei mir nicht gestimmt haben“, sagt er. „Das korrigiere ich gerade. Ich passe sie meinem Empfinden an, das seit jeher männlich war.“

Er spürte ein Ungleichgewicht zwischen seinem Körper, mit dem er nichts anfangen konnte, und seiner inneren Wahrnehmung. Er wollte nicht länger leugnen, dass seine Identität nicht mit dem bei der Geburt zugeordneten Geschlecht übereinstimmte. „Sich das einzugestehen war keine Befreiung, sondern ein Schock. Es war alles andere als einfach, aber es war ehrlich. Ich stehe endlich zu mir.“

Mit seinem Engagement am Berliner Ensemble 2017 und dem damit verbundenen Umzug kamen verstärkt Fragen auf, die er sich seit Jahren gestellt hatte. „Es war ein großer Neuanfang für mich“, sagt er. „Lange habe ich gehofft, dass sich meine Gefühle ändern können und ich doch ein glückliches Leben in meinem weiblichen Körper führen kann. Aber irgendwann dachte ich: Worauf wartest du eigentlich?“ Am Silvesterabend 2018 beschloss er, im neuen Jahr seine Geschlechtsumwandlung einzuleiten. „Es war ein wirklich symbolischer Jahreswechsel. Im März wurde ich 30 Jahre alt, das ist ja immer eine Wende, und an meinem Geburtstag wollte ich mit dem Prozess begonnen haben. Ich habe mich damals gegen eine Lüge entschieden, die ich bis dahin gelebt habe.“

Als Erstes schrieb er einen Brief an seine Eltern, lang und offen. Dreimal musste Zichner zur Post gehen, bis er es schaffte, ihn einzuwerfen. „Sie wussten nicht, was in mir vorgeht, aber ich habe sie auch nie an mich heranlassen. Stattdessen habe ich gemacht, was mein Beruf ist –

gespielt. Natürlich war ihnen meine Entscheidung fremd, aber sie versuchen, mich zu unterstützen. Sie stehen zu mir.“ Auch im Theater musste er von der bevorstehenden Veränderung berichten. „Ich hatte große, existenzielle Ängste. Was wird aus meinem Engagement? Den Rollen, die ich nicht mehr spielen kann?“ Bei der nächsten Ensembleversammlung wandte sich Zichner an seine Kollegen. „Vor meiner Ansprache habe ich am ganzen Körper gezittert, aber die Reaktionen hinterher waren großartig. Sehr warm und herzlich.“

Berufsbedingt setzt sich Zichner schon lange mit der Wandelbarkeit des Körpers auseinander. Er hat versucht, Rollen möglichst neutral anzulegen und keine Charaktere anzunehmen, deren geschlechtliche Identität eine übergeordnete Bedeutung hat. „Wenn die Person klar weiblich definiert war, bin ich für mich an dieser Figur gescheitert. Ich konnte sie nicht wirklich greifen und ihr gerecht werden. Mich nicht auf ihre Gefühlswelt einlassen. Wenn ich im Kleid, mit Make-up und Perücke, auf der Bühne stand, war ich fast spielunfähig. Es hat mich gelähmt. Vor allem aber tat es weh zu wissen, dass es für Außenstehende ein stimmiges Bild ergibt.“

Nun bekommt er Komplimente von Zuschauern, die ihn schon länger auf der Bühne verfolgen und jetzt als Mann erleben. „Sie sagen, ich sei präsent, mehr da, souveräner. Großartig, dass sich Veränderungen, die im Privaten passieren, bereits übertragen. Als Schauspieler werde ich jetzt noch freier, mehr muss sich gar nicht ändern.“ Die traditionellen Geschlechterrollen weichen ohnehin auf, eine Frau, die Hamlet spielt, ist keine Seltenheit mehr. „Gerade das Theater soll ein Ort der Wahrheit und der Neugier sein, aber auch ein Ort der Wunden. In diesem geschützten Raum musste ich endlich zu mir stehen.“

Durch die Hormone litt Zichner anfangs unter Stimmungsschwankungen. Muskel- und Fettverteilung änderten sich, was schmerzhaft war. „Mein Körper wusste anfangs gar nicht, wie ihm geschah. Es ist ein radikaler Prozess.

Manchmal ist er mir zu langwierig, und ich werde ungeduldig, aber letztlich sind die einzelnen Schritte eben notwendig.“ In Intervallen von drei Wochen wird er sein Leben lang Testosteron gespritzt bekommen.

„Was immer noch schmerzt, ist der Verlust meiner Stimme – ich habe ja sogar Liederabende gegeben. Dabei gefällt mir meine neue Stimme zum Sprechen gut. Ich genieße es, endlich zu klingen, wie ich es mir immer vorgestellt habe.“ Im Moment ist Zichner im Stimmbruch, er kann nur nicht mehr so sicher und virtuos mit der Stimme umgehen. Es wird Zeit brauchen, bis sie sich wieder findet. Seine Musikalität ist geblieben, er kann weiter auftreten. „Früher war ich Cello, jetzt eben Kontrabass.“

Paul Zichner ist es wichtig, von der Gesellschaft nicht als „anders“ wahrgenommen und über das Trans-Sein definiert zu werden. Es soll nicht im Vordergrund stehen. „Ich bin ein normaler heterosexueller Mann. Es ist doch mein Recht, ein reguläres Leben zu führen. Beruflich werde ich schon genug angestrahlt und ausgeleuchtet. Privat möchte ich das nicht.“ Wichtig waren für ihn die große Unterstützung und die vielen verständnisvollen Reaktionen. Jetzt, wo er seinen Weg gehe, habe er keine wirklichen Ängste mehr. „Ich weiß, dass es sich gelohnt hat. Mein Kopf und Körper harmonisieren endlich.“

Anstrengend ist nicht zuletzt die Bürokratie. „Es ist ein richtiger Papierkrieg.“ Nicht nur Kostenübernahmen von der Krankenkasse müssen organisiert werden. Vom Personalweis bis zur Kundenkarte musste er alle Ausweise korrigieren und neu ausstellen lassen. Auch das wichtigste Schriftstück bekam er vor kurzem: die lang erwartete Geburtsurkunde, mit geänderten Namen, Anrede und Geschlecht. Seitdem heißt er offiziell Paul Zichner. Er hat es seinen Eltern überlassen, den Namen für ihren Sohn auszusuchen. „Das letzte Jahr war das prägendste meines Lebens. Ich bin stolz, was sich in nur so kurzer Zeit verändert hat. Es klingt pathetisch, aber jetzt fange ich endlich wirklich an zu leben!“



Bunt, laut, extrem: So macht Laura Gerte Mode.

Foto Andreas Pein

LAURA GERTE, MODEDESIGNERIN MUTMACHERIN

Berlin ist bekannt für seine monochromen und pragmatischen Looks. Viel Tragbarkeit, Geradlinigkeit, Lässigkeit. Viel Zurückhaltung, viel Nicht-Auffallen-Wollen. In all dem Grau explodiert Laura Gertes Abschlusskollektion „Eight friends from the gym meet for a picknick“ geradezu. Die 29 Jahre alte Münchnerin hat an der Kunsthochschule Weißensee Modedesign studiert und danach für die französische Designerin Marine Serre in Paris gearbeitet. Im Herbst war sie für den H&M Design Award, eine jährlich vergebene Auszeichnung zur Förderung von Nachwuchstalenten, unter die Finalisten gewählt worden.

In ihrer letzten Arbeit an der Hochschule beschäftigte sich Laura Gerte mit Proportions- und Körperverzerrungen. Ihre Mode beschreibt sie als Neuinterpretation der achtziger Jahre und des Stils von Grace Jones. Bunt, laut, extrem. „Überdimensional lange Beine und Ärmel, breite Schultern – so wird der Körper gestreckt und vergrößert. Aber

nicht ins Unförmige, sondern in die Stärke“, sagt sie. Die kokonhaften, raumgreifenden Kreationen haben fast etwas von Rüstungen. „Wer meine Entwürfe trägt, soll sich dadurch mutig, aber auch geschützt fühlen.“ Selbstbewusstsein suggeriert ihre Mode schon allein deshalb, weil der Trägerin durch die Kleidung niemand mehr zu nahe kommen kann. Durch eine schmale, hochgezogene Taille wird der Körper raffiniert in seine Form zurückgeführt, eine dramatische Silhouette kreiert. „Privat mag ich es zwar gern gemütlich, das heißt aber noch lange nicht, dass ich bequeme Mode entwerfen will.“

Die Auseinandersetzung mit der Formbarkeit des Körpers führte sie zur fremdartigen Kultur der Bodybuilder, die im Fitnessstudio Hanteln heben und Eisen stemmen. Mit ihrem verbissenen Eifer propagieren sie ein verzerrtes Wahrnehmungs- und Schönheitsbild jenseits der gewohnten Realität. Proteinshakes helfen dabei, einen überproportionalen Muskelaufbau zu erreichen, der sich durch Training allein kaum erlangen ließe. „Ästhetisch betrachtet sind die

WIR SIND DIE NEUEN

Container, in denen das Pulver verkauft wird, durch die vielen unstimmligen Farben und Schriften scheußlich. Dadurch hatten sie für mich einen Reiz und wurden zu meiner Print-Inspiration“, sagt Gerte. „Mir ist es wichtig, dass meine Referenzen sofort verständlich sind und einen gewissen Zeitgeist widerspiegeln.“

Es braucht schon den Kontrast, damit so absurde Prints wirken können, weshalb die Designerin sie mit eleganten Kleidern mit ausladenden Ärmeln und Handschuhen kombiniert. Gegensätzliches wird in ihrer Kollektion zusammengeführt und so in einem ungewohnten Kontext neu wahrgenommen. Lässig geschnittene jumpsuits mischt sie mit Karo- und üppigen Blumenmustern, die an Picknickdecken erinnern, durch die ungewöhnliche Paarung aber gar nicht bieder daherkommen. Ultra-prollig trifft auf ultra-romantisch. Überraschenderweise ergibt das tatsächlich ein stimmiges Gesamtbild.

Besonders achtet sie auf die Oberfläche ihrer Stoffe. Kleidung, findet sie, soll man nicht nur betrachten, sondern auch anfassen und fühlen wollen. Daher verwendet sie eine Mixtur aus Digitaldruck, der Prints besonders glatt werden lässt, und Siebdruck, der Stoffen mehr Textur verleiht und Muster verzerrt und verfremdet.

Die Idee, eigene Prints zu entwickeln, kam ihr, als sie im Winter mit einer Freundin darüber phantasierte, wie es wäre, reich zu sein. Ihre Freundin träumte von einem Anzug aus Geld, um sich darin wärmen zu können. Diesen Wunsch wollte ihr Laura Gerte so gut wie möglich erfüllen. Sie entwarf Dollarscheine und kreierte den Moneysuit, der durch eine Symbiose von Print, Schnitt und eckiger Form Power Dressing verkörpert. Für ihr nächstes eigenes Projekt überlegt sie, alte, schrullige Vorhänge und Sofauoberzüge zu recyceln und der Überproduktion der Modeindustrie entgegenzuwirken. „Ich weiß eigentlich immer sofort, ob mich ein Stoff anspricht. Dafür muss er aber nicht klassisch schön sein. Manchmal ist es sogar eher das Gegenteil. Das sind meistens auch die Stoffe, auf die ich die meiste Resonanz bekomme.“

Inspiration sucht Laura Gerte oft in der digitalen Welt, wie auf trashigen Neunziger-Jahre-Websites. Von Kunst lässt sie sich weniger beeinflussen. „Meine Designs sollen nicht gefällig sein. Ich mag es, wenn Leute sie ansprechend finden und gar nicht genau sagen können warum.“ Ihre Mode ist herausfordernd, weil sie mit Symbolen spielt, die nach konventionellen Vorstellungen nicht als geschmackvoll gelten. Sie versucht, Banales interessant zu machen und ihm einen eigenwilligen Charme zu verleihen.

Die Gestaltungsfreiheit an der Kunsthochschule hat es ihr ermöglicht, sich auszuprobieren und Entwürfe nicht kommerziell umsetzen zu müssen. Und jetzt? „Das Letzte, was die Welt braucht, ist ein weiteres Label, das unüberlegt Mode auf den Markt wirft.“ Sie könnte sich gut vorstellen, mit Freunden ein Kollektiv zu gründen und Bühnenkostüme zu entwerfen. Oder in Paris für ein Label zu arbeiten, mit dem sie sich ästhetisch identifizieren kann. Was eine Zukunft in Berlin angeht, hofft sie, dass junge Modemacher in Deutschland in den nächsten Jahren mehr Respekt und mehr Förderung bekommen werden. Laura Gerte hat dafür mit ihrer bonbonfarbenen Kollektion schon mal einen starken Anfang gemacht.

QAHER HARHASH, MODEL WEGBEREITER

„Vor ein paar Jahren wäre die Karriere, die für mich gerade beginnt, noch nicht möglich gewesen“, sagt Qaher Harhash. Der 21 Jahre alte Palästinenser, dunkle Locken, kantiger Kiefer, muskulöse und doch schmale Silhouette, ist im Osten von Jerusalem aufgewachsen – und als Model erfolgreich. Da er immer wieder Komplimente für sein Äußeres bekam, fühlte er sich mit 17 Jahren ermutigt, Agenturen in Tel Aviv zu kontaktieren. Doch er hatte sich verschätzt. „Überall erzählte man mir, dass es keinen Markt für ein arabisches Model gebe.“ Qaher Harhash ließ sich nicht entmutigen. Schließlich fand er eine Agentur, die es mit ihm versuchen wollte. Sie konnte aber keine Kunden für ihn gewinnen. „Ich hatte das Gefühl, egal wie gut ich wäre, wegen meiner palästinensischen Herkunft keine Möglichkeit zu bekommen, mich zu beweisen. Es war frustrierend.“ Seine letzte Hoffnung war Europa. „Meinen Eltern habe ich erzählt, dass ich Deutsch lernen und studieren möchte, also ließen sie mich gehen.“

Oft wissen gerade männliche Models, bevor sie von einem Agenten angesprochen werden, gar nicht, wie gut sie eigentlich aussehen. Bei Harhash war das anders. „Er hat uns über Instagram geschrieben und gefragt, ob er sich vorstellen könne“, sagt seine Bookerin Elisabeth Aare von Iconic Management in Berlin. Natürlich geht es beim Modeln vor allem um physische Attribute, aber eben auch um eine gewisse Attitüde. „Seine Bilder haben uns gefallen. Wir müssen aber natürlich sehen, wie sich jemand bewegt, was für eine Ausstrahlung er hat. Von Qaher waren wir sofort begeistert, wir hatten keine Zweifel.“

Das war im Frühjahr 2018. Seitdem ist der Newcomer vielbeschäftigt. Der Durchbruch kam ein halbes Jahr später, als er für eine Kampagne von Audi ausgewählt wurde. Wie so oft, wenn jemand im Model-Business Erfolg hat, ging danach alles ganz schnell. Harhash wurde von Hugo Boss und für Shows während der Pariser und Mailänder Mode-

wochen gebucht, unter anderen von Dolce & Gabbana. „Vorher wurde uns gesagt, dass ein paar Jungs ausgewählt werden, um die Kampagne zu shooten. Wir waren alle unglaublich aufgeregt“, sagt Harhash. „Auf einmal kam nicht ein Stylist, um meine Kleidung zu richten, sondern Domenico Dolce persönlich. Er sagte nur ‚Gib alles‘ und verschwand wieder.“

Harhash scheint ihn nicht enttäuscht zu haben. Am nächsten Tag wurde er als Protagonist der Kampagne fotografiert. Inzwischen wird er von renommierten Agenturen auch international repräsentiert. Casting-Direktoren reagieren trotzdem immer noch erstaunt – viele haben nie zuvor ein palästinensisches Männermodel getroffen. Manchmal bemerkt Harhash, wie Model-Kollegen ihren multikulturellen Hintergrund bewusst verschleiern, da sie fürchten, sonst weniger Jobangebote zu bekommen. „Das möchte ich nicht“, sagt er, „ich bin stolz darauf, Palästinenser zu sein. Wer bin ich, wenn ich mich nicht zu meiner Identität bekennen kann?“

Die meisten reagieren neugierig, wenn sie seinen Namen hören, und interessieren sich für seine Geschichte. „Models mit einem europäischen Hintergrund sieht man überall. Sie sind immer noch die Norm, werden als Standard akzeptiert. Aber ich fühle und sehe, wie sich die Branche verändert, wie das Bewusstsein wächst, dass es an Vielfalt mangelt.“ Harhash sieht es als Aufgabe der Modebranche, diese Vielfalt noch stärker abzubilden. „Sie macht es doch erst wirklich spannend und stimmig.“ Seit kurzem stellt er fest, dass sich manche Labels gerade wegen seiner Herkunft für ihn interessieren, sich divers geben wollen. Schönheitsideale werden nicht mehr auf einheitliche Standards reduziert. Der eng gefasste Blick, wie ein Model auszusehen hat, löst sich immer weiter auf.

Harhash möchte aber nicht nur eine anonyme Projektionsfläche sein. „Am meisten Spaß macht es, wenn ich Fotos mitgestalten und mich einbringen kann. Etwas Eigenes hinzufüge. Mein persönlicher Stil ist ungezwungen,

im Gegensatz zu der Kleidung, die ich bei Produktionen trage. Also nehme ich einen fremden Charakter an und überlege mir eine Geschichte, die ich erzählen will.“ Erzählen möchte er auch etwas über Palästina. „Wir sind sehr gastfreundlich und warmherzig. Ich kenne viele Künstler, die sich bemühen, unsere Kultur zu zeigen, aber es gibt noch immer zu wenige Möglichkeiten dafür. Ich möchte, so gut es geht, zu einem Dialog beitragen.“

Harhash weiß, er hatte Glück, in der Modewelt eine Chance zu bekommen. Nur wenige haben diese Möglichkeit. „In Israel träumen viele von dem, was ich erlebe. Sie brauchen Identifikationsfiguren. Als ich angefangen habe, mich mit Mode zu beschäftigen, gab es niemanden mit meinem Hintergrund, mit dem ich mich vergleichen konnte.“ Bis jetzt wurde er nur einmal für ein Label fotografiert, das schon mal mit einem Model aus dem Nahen Osten gearbeitet hatte. „Im Jahr zuvor hatten sie einen Franzosen mit ägyptischen Wurzeln engagiert und wollten daraufhin die Auswahl ihrer Models vielfältiger gestalten. Also haben sie mich gebucht.“

Die Diversitätsbestrebungen in der Modebranche sollen allerdings nicht nur als Image- und Marketingstrategie genutzt und monetarisiert werden, sollen nicht nur leere Phrasen sein. Ein bisschen Buntheit hier, ein wenig wohl-dosierte Abwechslung da: Das wird kaum reichen, um bestehende Strukturen aufzubrechen und grundlegend zu verändern. Qaher Harhash ist ein Wegbereiter, er will aber nicht die Ausnahme von der Regel bleiben.

Models, ob männlich oder weiblich, die nicht westlich-europäisch aussehen, sind noch immer stark unterrepräsentiert. „Ich möchte für mehr kulturelle Verschiedenheit sorgen, damit sich Jugendliche jeglicher Herkunft zugehörig fühlen. Sie sollen sich richtig finden, genau wie sie sind. Plötzlich sehen sie einen Palästinenser in Dolce & Gabbana. Das gab es davor noch nicht. Wir müssen Vielfalt abbilden, damit Minderheiten eine Stimme bekommen und gesehen werden.“



Der Durchbruch kam Ende 2018: In Israel hatte Qaher Harhash keine Chance, also ging er nach Berlin.

Foto Julia Zimmermann

CAROLINA CUCINELLI, DESIGNERIN

FAMILIENMENSCH

„Meine Universität war die Firma meines Vaters“, sagt Carolina Cucinelli, die Tochter des Modeunternehmers Brunello Cucinelli. Nach der Schule ging sie mit 18 Jahren auf eine private Designschule in Perugia, danach wollte sie ein Jahr lang in seinem Unternehmen arbeiten, um mehr über Materialien und Modeproduktion zu lernen. Inzwischen ist sie seit mehr als acht Jahren dort. „Am Anfang war das Business neu und doch vertraut, ich bin ja damit aufgewachsen“, sagt sie. „Schrittweise habe ich mehr Verantwortung übernommen, und seit vier Jahren bin ich in alle wichtigen Entscheidungsprozesse involviert.“

Ihrem Vater gefällt es, dass sie sich ohne Umwege für sein Unternehmen entschieden hat. „Natürlich gibt es die Auffassung, dass Kinder erst mal woanders berufliche Erfahrungen sammeln sollten, bevor sie in einem Familienbetrieb anfangen“, sagt er. „Daran glaube ich aber nicht. In kurzer Zeit kann man bei mir sicher viel lernen.“ Er habe Carolina und ihre Schwester Camilla, die für die Damenkollektion zuständig ist, nie dazu gedrängt, bei ihm zu arbeiten. Beide wurden aus eigener Entscheidung Teil der Firma.

Begonnen hat die Geschichte von Brunello Cucinelli mit einem Traum. Viel mehr hatte er anfangs nicht. Er wuchs in einem kleinen Ort in Umbrien auf, in einer Bauernfamilie, ohne Elektrizität und fließendes Wasser. Als sein Vater, bedingt durch den wirtschaftlichen Wandel des Dorfs, anfangen musste, in einer Fabrik zu arbeiten, sah Cucinelli, wie sehr er unter der Abhängigkeit litt. Diese Demütigung weckte in ihm den Wunsch, ein Unternehmen zu gründen, das seine Angestellten respektvoller behandelt. Erst träumte er davon, dann handelte er.

Kaschmir zu verarbeiten hat in Umbrien eine lange Tradition. „Das Material lag mir einfach im Blut“, sagt er. 1978 kam er auf die Idee, die konservativ angehauchte Edelwolle in bunte Farben zu tauchen – zu dieser Zeit eine

Neuheit. Durch die hochwertige Verarbeitung und die Ästhetik seiner Designs gelang es Cucinelli, sich mit dem nach ihm benannten Unternehmen von Konkurrenten abzusetzen und ein Pionier der Strickmode zu werden. Inzwischen ist es eine Weltmarke mit einem Umsatz von mehr als 600 Millionen Euro im vergangenen Jahr.

Während viele Gebiete in Italien mit Landflucht zu kämpfen haben, hat Brunello Cucinelli im Heimatdorf seiner Frau seinen Firmensitz errichtet. Er ließ in Solomeo das Zentrum neu aufbauen, die mittelalterliche Kirche renovieren, ein Theater sowie eine Bibliothek errichten. Aber Solomeo soll kein Dorf der Alten sein, sondern auch eines der jungen Leute. „Bei uns ist es idyllisch, aber auch lebendig. Ich liebe meine Heimat und will mich für sie einsetzen und Zukunftschancen hier verbessern“, sagt Carolina Cucinelli. Mit ihrer Schwester veranstaltet sie jedes Jahr eine große Halloween-Party, um alle Bewohner zusammenzubringen, gemeinsam initiieren sie auch ein Oktoberfest. Ihre Mutter Federica kümmert sich um Wohltätigkeitsprojekte für die Region.

Vater und Tochter sind sich einig: Es geht darum, das Leben an dem Ort, an dem man wohnt, für künftige Generationen besser zu machen. Durch ihre Initiativen ist es den Cucinellis gelungen, das strukturschwache Gebiet vor dem Verfall zu schützen. Solomeo ist in jeder Hinsicht das Lebensprojekt von Brunello Cucinelli – verständlich, dass es auch Carolina nicht in die hektischen Modemetropolen Mailand und Rom zieht. Zu groß ist die Verwurzelung in der entlegenen mittellitalienischen Provinz. „Wenn ich länger reise und in Städten bin, habe ich eine große Sehnsucht nach Natur“, sagt sie. „Für meinen Job bin ich eigentlich ständig unterwegs, aber Solomeo ist der Ort, an dem ich sein und bleiben will.“

Spürt sie keinen Druck, irgendwann nicht nur für ein Unternehmen, sondern für eine ganze Gemeinde verantwortlich zu sein? Immerhin hat ungefähr jeder zweite der 450 Bewohner des Dorfs im Unternehmen ihres Vaters

einen Arbeitsplatz gefunden. Carolina Cucinelli winkt ab. „Ich bin in dieser Firma aufgewachsen. Als kleines Mädchen habe ich nach der Schule von den Frauen dort das Nähen gelernt. Es gab schon immer einen großen Zusammenhalt“, sagt sie. „Das hat mich geprägt. Ich fühle mich am richtigen Ort.“

Diese Hingabe an die Heimat soll sich in jedem Kleidungsstück wiederfinden, sagt die 28 Jahre alte Designerin. „Wir wollen die Geschichte und die Werte hinter dem Unternehmen vermitteln. Nur so können Kunden eine emotionale Bindung zu der Marke aufbauen.“ Sie ist stolz auf die Firmenkultur, die ihr Vater geprägt hat. „Wir sind nicht auf kurzfristigen Gewinn ausgerichtet. Natürlich wollen wir Profit erzielen, aber den muss man auch teilen. Er muss zurück in den Betrieb fließen und an die gehen, die an der Arbeit beteiligt sind.“

Der Geschwindigkeit der Modewelt versucht sich das Unternehmen nach Möglichkeit zu entziehen, im eigenen Rhythmus zu arbeiten. „Unsere Produkte sind nicht wirklich saisonal. Sie müssen immer funktionieren. Und zwar ein paar Jahrzehnte lang, zu ganz verschiedenen Anlässen.“ Dass sich den lässigen Strick im Stil italienischen Country-Lifestyles nur die Wenigsten leisten können, weil ein Pull-over bis zu 1500 Euro kostet, weiß auch Carolina. „In Zukunft würde ich gerne eine erschwinglichere Contemporary Line entwickeln, damit unsere Produkte noch mehr Menschen zugänglich werden.“

Wie eng Beruf und Privates bei den Cucinellis verwoben sind, zeigte sich schon an Carolinas zweitem Arbeitstag. Da lernte sie Alessio Piastrelli kennen, der für die Männerkollektion zuständig ist. Seit einem guten Jahr sind die beiden verheiratet. Auch ihre Schwester Camilla hat im Unternehmen nicht nur ihr berufliches, sondern auch ihr persönliches Glück gefunden. Ihr Mann, Vater der gemeinsamen Töchter Vittoria und Penelope, ist in der Firma für den Verkauf zuständig. Das nennt man wohl Familienunternehmen.

WIR SIND DIE NEUEN

THERESA GROSS, STYLISTIN

KOMBINATIONSKÜNSTLERIN

„Der Ort, der mich am meisten inspiriert? Meine Wohnung auf der Sonnenallee in Neukölln!“ Theresa Gross liebt die Ruhe ihres Wohnkosmos und das Gewusel vor ihrer Haustür, an einer der chaotischsten und deshalb interessantesten Straßen der Stadt.

Ohne konkreten Plan zog sie nach dem Schulabschluss von Bremen nach Berlin. Vor allem Clubs, in denen spätestens von Sonnenaufgang an eine Atmosphäre herrscht, die man für den Rest des Lebens nicht mehr missen möchte, riefen damals den Wunsch hervor, bald in dieser Stadt zu leben. „Ich habe mich erst für Berlin entschieden und dann überlegt, was ich hier machen könnte.“

Ein paar Semester studierte sie Design an der Modeschule Esmo und arbeitete in der Boutique Wald. Dort entdeckte sie ihre Liebe zum Styling. „Meine damalige Mitbewohnerin war Fotografin, also haben wir an den Wochenenden angefangen, gemeinsam kleine Shootings zu inszenieren, um unsere Portfolios aufzubauen.“

Die Reaktionen waren positiv, bald bekam sie erste Jobanfragen. „Man kann Selbständigkeit nicht erzwingen, sie muss sich organisch entwickeln“, sagt sie. „Ich habe nie wirklich jemandem assistiert, habe mir alles selbst beigebracht. 2016 habe ich dann meine erste Rechnung als selbständige Stylistin geschrieben.“

Ihr erster großer Arbeitgeber war Nike. Plötzlich hatte Theresa Gross Assistenten, die versuchten, ihre Ideen zu verwirklichen. Inzwischen zählen Highsnobiety, Adidas, Reebok, Kenzo und Levi's zu ihren Kunden. Für eine Zusammenarbeit der deutschen „Vogue“ mit Louis Vuitton hat sie vor kurzem ein gemeinsames Shooting in Paris gestylt. „Ich bin ganz ohne Erwartungen an den Beruf herangegangen. Aus einer Leidenschaft hat sich ein Job entwickelt, der meine Miete bezahlt und so abwechslungsreich ist, dass ich mir vorstellen kann, ihn mein Leben lang mit viel Freude auszuüben.“

Die interessanteste und zugleich größte Herausforderung für sie: wie persönlich ihr Beruf ist. „Es ist eine emotionale Arbeit. Man muss viel Einfühlungsvermögen haben, um jemanden aus seiner Komfortzone zu locken, aber auch Grenzen spüren. Man hat viele intime Begegnungen mit Menschen, die sich einem anvertrauen, sich im Wortsinn vor dir nackt machen. Diese Nähe muss ich mir jedes Mal neu aufbauen.“

Die Neunundzwanzigjährige arbeitet vorrangig als Stylistin für Streetwear-Marken. „Es gibt eigentlich keinen Sportartikelhersteller, für den ich noch nichts gemacht habe. Ich identifiziere mich gerne mit den Produkten, die ich style, und weil ich kein High-Heels-Typ bin, passt das.“ Wäre es für sie auch möglich, einen vollkommen Fremden gut zu stylen? „Wenn ich jemanden sehe, weiß ich eigentlich sofort, was der Person steht. Stil und Persönlichkeit müssen aber übereinstimmen. Am besten ist es, wenn man sich auch privat versteht. So entstehen die wirklich spannenden Ideen.“

Theresa Gross liebt Looks, die im ersten Moment irritieren können, die aber nicht gewollt anders sind, sondern auf charmante Weise eigenwillig. Zu akkurate Kombinationen findet sie langweilig. Ein Outfit sollte nie aussehen, als hätte man sich dafür angestrengt. Sie mag Sachen, die nicht unbedingt zusammenpassen, die Fragen aufwerfen. „Für mich ist Mode spielerisch. Ich stehe morgens auf und habe Lust, mir etwas anzuziehen und so meine Stimmung



Auf charmante Weise eigenwillig: Die Wohnung von Theresa Gross erzählt von ihrem Leben.

Foto Daniel Pilar



Mehr als nur die Tochter des „Kaschmirkönigs“: Carolina Cucinelli will das Unternehmen prägen.

Foto Jan Roeder

auszudrücken. Styling muss immer ehrlich sein. Man sollte nicht versuchen, Trends gerecht zu werden, sondern nur tragen, was den eigenen Charakter unterstreicht.“ Mit ihren Looks möchte sie anregen zu mehr Kombinationsmut: Mode soll keinen Konventionen folgen.

Ihre eigene Style-Ästhetik beschreibt Gross als „sporty casual mit einem Twist“. Am wichtigsten sei es, den eigenen Körper zu kennen und mit Phantasie auszuwählen, was ihm schmeichelt. Sich spannend zu kleiden hat ihrer Meinung nach wenig mit dem Kontostand zu tun. Ein limitiertes Budget kann sogar erfinderisch machen. „Ich mag die Mentalität in Berlin, hier wird niemand entmutigt, weil er ständig mit Kleidung konfrontiert wird, die man sich sowieso nicht leisten kann.“ Auf ihrer Suche nach neuen Stücken stößt sie am liebsten durch Ebay, Sozialkaufhäuser oder Märkte.

Inspiration findet sie auf der Straße, in Gesprächen und auf Reisen. In ihrem Schlafzimmer liegt ein Teppich aus Marokko, an den Wänden hängen Mitbringsel aus Indien und von den Philippinen, aus Guatemala und Mexiko. „Ich fülle meinen Lebensraum nur mit Dingen, die Charakter haben, die mich beschreiben.“ Design-

Investitionen, die sie lange plant, kombiniert sie gekonnt mit schrägen Flohmarktfunden. „Wenn ich mich für ein Einrichtungsstück entscheide, behalte ich das meist sehr lange.“ Es geht ihr um bleibende Werte. Die Wohnung erzählt von ihrem Leben, persönlich, eigen, nicht zu glatt – wie ein gutes Outfit.

Für Jobs ist sie oft in ganz Europa unterwegs – aber Berlin ist ihr idealer Standort. Die Lebenskosten sind im internationalen Vergleich noch überschaubar, und sie ist bestens vernetzt. „Vor ein paar Jahren kannte ich niemanden am Set, heute gibt es immer eine Person, mit der man schon gearbeitet hat: ein Lichttechniker, ein Make-up-Artist, der Fotograf. Je länger ich dabei bin, desto mehr vertraue ich mir und meinen Visionen.“

Mode ist eine direkte Sprache. Sie grenzt ab und integriert – und kann Teil der eigenen Identität werden. Es ist eine manchmal unterschätzte Kunst, sagt Theresa Gross. Was ist für sie das beste Kompliment, das sie für ihre Arbeit bekommen kann? „Wenn ich nach einem Shooting nach meiner Visitenkarte gefragt werde, freut mich das noch immer sehr. Aber das Allerschönste ist, wenn sich jemand durch mein Styling verstanden fühlt.“



Heinrich ist Alkoholiker. Er fing an mit Bier, da war er 13, dann kam der Schnaps. Und irgendwann hat Heinrich, als er all sein Geld versoffen hatte, Spülmittel getrunken oder eine Parfümflasche aus dem Drogerie-Regal gegriffen und in einem Zug heruntergekippt. Heinrich sagt, ein Alkoholiker, der nicht von der Flasche loskommt, fühlt sich wie ein Verdurstender, der Salzwasser trinkt. „Man will den Durst löschen, aber das kann man nicht, weil Salz ja mehr Durst macht. Und deshalb braucht man immer mehr davon.“

Heinrich, der eigentlich anders heißt, ist ein kleiner Mann mit freundlichem Gesicht und kräftigen Händen. Er spricht offen über seine Krankheit, damit er selbst nie vergisst, dass er krank ist. Wenn Heinrich alt werden will, das weiß er genau, darf er nie wieder einen Tropfen Alkohol trinken. „Die Sucht ist Selbstmord auf Raten“, sagt er. 25 Jahre lang war er „nasser“ Alkoholiker. Heute ist er trocken. „Das Nasse“, sagt Heinrich, „ist der sichere Tod. Das Trockene ist die Wiedergeburt, das Leben.“

Heinrich sagt, seit er trocken ist, bekommt er viel mehr mit vom Leben. „Zum Beispiel den Sonnenaufgang! Oder wenn mal ein frischer Wind geht. Vorher war für mich jeder Tag grau.“ Alkohol, auch wenn er sich das lange einredete, konnte er nie wirklich genießen. Und auch sonst nichts im Leben. Das ist heute anders, zum Beispiel beim Nachtschlaf. Im Sommer geht er gerne mit seiner Frau in die Eisdielen. „Ich mag Pistazieneis, und da gibt es Unterschiede: echte Pistazien oder nur Pistaziengeschmack. Den Unterschied, den schmecke ich raus.“ Seine Stimme wird jetzt ganz weich. „Das sind im Prinzip die schönsten Tage.“

Als Heinrich zwölf war, fuhr eine alte Dame ihn um. Er flog vom Fahrrad und über die Straße, knallte auf der anderen Straßenseite auf: Schädel-Hirn-Trauma. Kaputte Gelenke. Kaputtes Gedächtnis. Ein Jahr lag er im Krankenhaus, ein weiteres zu Hause, danach musste er alles von Neuem lernen: lesen, schreiben, rechnen. „Das war alles weg.“ Seine Geschwister ärgerten ihn. Sie gaben ihm eine Tasse, sagten: Schenk mir mal Kaffee ein. Heinrich nahm die Tasse, drehte sich zur Kaffeemaschine um – und fragte sich, was er mit der Tasse in seiner Hand sollte. „Ich hatte es wieder vergessen.“

Heinrichs Vater war altmodisch: Was bist du, was hast du, was kannst du? Heinrich konnte nach seinem Unfall nicht viel. Er war nun zu 100 Prozent behindert. „Der Lieblingspruch von meinem Vater war: ‚Dumm geboren, nichts dazugelernt.‘ Schön war das nicht.“

Vor dem Unfall sollte Heinrich von der Sonderschule auf die Hauptschule wechseln, den Ausbildungsplatz zum Schreiner hatte er schon in der Tasche. „Das war dann alles hinfällig.“ Vor dem Unfall verprügelte der Vater ihn regelmäßig, danach, sagt Heinrich, behandelte er ihn wie ein rohes Ei. Es klingt so, als wären die Schläge weniger kränkend gewesen.

Nach dem Unfall tat Heinrich alles weh. Sein Kopf fühlte sich an, als würde jemand mit einem kleinen Hammer in die offene Schädeldecke klopfen. Die Wirkung der Schmerztabletten ließ mit der Zeit nach. Also trank Heinrich Bier: morgens und abends je eine Flasche auf ex.

Trinker rutschen vom Alkoholgenuss in den Alkoholmissbrauch und vom Missbrauch in die Abhängigkeit. Heinrich stieg direkt beim Missbrauch ein.

Abhängig, das waren für ihn trotzdem nur die anderen. Nichtsnutze, Assis. Er bekam mit dem Behindertenausweis zwar keine Lehrstelle, schufte aber trotzdem auf dem Bau; über eine Leiharbeitsfirma und unter der Hand. Wenn er sich selbst betrachtete, sah er einen fleißigen Arbeiter, keinen Alkoholiker. Seine Freundin schon. Als er ihr einen Heiratsantrag machte, mit Mitte 20, entgegnete sie: Dann hör aber mit der Sauferie auf. Das tat Heinrich dann auch. Er schwitzte, zitterte. Und dachte: Ich brauche einen starken Kaffee, damit mein Kreislauf wieder in Gang kommt. „Dass das vom Alkohol kommt“, sagt er, „auf den Gedanken wär ich im Leben nicht gekommen.“

Die gemeinsame Tochter kam auf die Welt. Heinrich schufte viel und sah sie kaum. Seine Frau trennte sich, er verlor seine Arbeit, fand eine neue. Wieder Baustelle. Aus einer Flasche wurden drei am Morgen, vier tagüber auf der Baustelle, danach gab es Kurze. Bei Heinrich, der Hessisch spricht, klingt es wie „Korze“. Irgendwann hatte er einen Pegel von zwei Promille, dann sogar drei bis vier – eine eigentlich fast tödliche Dosis. Er beschreibt es wie ein Glas, in das man immer einen Tropfen mehr gibt. Man bemerkt den Unterschied kaum, bis das Glas überläuft. „Und irgendwann ist es kein Glas mehr, sondern ein Kasten oder eine ganze Brauerei, und es läuft immer nur über.“

WODKA HABE ICH GETRUNKEN WIE ANDERE STILLES WASSER

Heinrich ist Alkoholiker.
Er gestand sich das ein – und
konnte neu beginnen.

Von Leonie Feuerbach
Illustration Thomas Fuchs

Für Außenstehende bist du im Vollrausch. Aber für dich ist das Normalzustand.“

Als Ärzte ihm sagten, dass er sterben würde, und Vorarbeiter, dass sie ihn rauswerfen müssten, machte Heinrich mehrere Entgiftungen. Danach war sein Körper frei von der Sucht. Aber sein Kopf nicht. Und weil Heinrich sich das nicht eingestehen konnte, hatte er der Sucht nichts entgegenzusetzen. Im Supermarkt reichte ein Blick zum Schnapsregal, und die Entzugserscheinungen waren wieder da. Über die Leiharbeitsfirma jobbte er als Spüler im Restaurant. Der Druck, die Reste aus den halbleeren Weingläsern herunterzukippen, war nicht auszuhalten.

Heinrich schämte sich. Weil er ständig blaue Flecken hatte; betrunken auf der Baustelle kamen die schnell. Weil er, während er die Pflanzen seiner versteinerten Eltern gießen sollte, allen Alkohol austrank und die Flaschen mit Lebensmittelfarbe auffüllte. Weil er vorne schimpfend und zeternd in die Kneipe lief und hinten mit einer geklauten Schnapsflasche raus. Weil er halbnackt irgendwo aufwachte, manchmal in einer Mülltonne, und nicht mehr wusste, wie er dorthin gekommen war. Weil Leute ihn auf der Straße mit „Ei Gude“ grüßten, die ihm unbekannt waren. Manchmal wollten sie mit ihm eine Linie ziehen – und er konnte sich nicht erinnern, gekokst zu haben.

Heinrich schämte sich auch, als er für zwei Jahre auf der Straße landete, kiffte und Kette rauchte, Alkohol klatete

und unter der Brücke schlief. Doch die Scham half ihm nicht, vom Alkohol loszukommen. Im Gegenteil. „Ich hatte ja nicht gelernt, mit Problemen ohne Alkohol umzugehen. Ich bin mit dem Alkohol meinem Leben davon gelaufen.“ Je mehr er sich schämte wegen der Sauferie, umso mehr lief er davon. Und umso mehr trank er.

Irgendwann reichten Bier, Wein und Likör nicht mehr aus. Heinrich trank nur noch harte Sachen: polnischen Wodka, 75 Prozent. „Das hab’ ich getrunken wie andere stilles Wasser.“ Einmal wurde er im Vollrausch ins Krankenhaus gebracht: 5,7 Promille. „Der Arzt hat mich angeschaut wie in der Geisterbahn. Ich hab’ bloß gesagt: ‚Ich hab’ halt einen übern Durst getrunken.‘“

Besonders schämte Heinrich sich, als ihm einmal vor der Wohnungstür eine Flasche runterfiel und zerbrach. Er ging in die Knie und leckte den Alkohol auf. Jugendliche aus dem Wohnkomplex, die das sahen, machten sich einen grausamen Spaß daraus. Sie stellten Heinrich, wenn er nach Hause kam, einen Hundnapf hin und schütteten Bier hinein. „Ich dachte: Na komm, nimm es mit rein und schütte es weg, oder trink es halt drinnen“, erzählt Heinrich. „Aber der Sauferie war zu hoch in dem Moment.“ Und so ging er in die Knie, trank den Napf leer, schmiss ihn danach die Treppe runter, trank in seiner Wohnung weiter. Schliefe, zwei, drei Stunden, ging dann wieder raus, auf Saftour. Und wachte irgendwann vor einem Kiosk auf. So ging das immer wieder. Noch heute klingt ihm das schallende Gelächter der Jugendlichen in den Ohren.

Heinrichs Kurzzeitgedächtnis funktioniert heute wieder, sein Langzeitgedächtnis ist seit dem Unfall gestört. Vielleicht spielt auch der Alkohol eine Rolle. Er erinnert sich an viele Ereignisse, aber nicht an deren Reihenfolge. Einmal wollte er allem ein Ende setzen. Er schrieb einen Abschiedsbrief, setzte sich ein Messer an den Hals. Da klingelte ein Freund, hämmerte gegen die Tür: „Mach auf, ich weiß doch, dass du da bist!“ Heinrich knüllte den Abschiedsbrief zusammen, schmiss das Messer in die Schublade und öffnete die Tür. Der Freund sagte: „Wir wollten doch einen trinken gehen.“ Das war das Schlüsselwort. „Da war der Selbstmord schon wieder vergessen.“

Heinrich kämpfte. Besuchte verschiedene Selbsthilfegruppen: Freundeskreis, Blaues Kreuz, Anonyme Alkoholiker. Irgendwann fand er eine Gruppe, die zu ihm passte. Dort wird Alkoholismus als Krankheit betrachtet. Und für eine Krankheit muss man sich nicht schämen. „Das war das Entscheidende.“

Zu seiner letzten Entgiftung marschierte Heinrich von einem Vorort quer durch die Stadt, in der er lebt. Er hatte all sein Geld versoffen, konnte sich nicht mal eine Fahrkarte leisten. Wenn er von weitem Bekannte sah, machte er einen Umweg. Auch um Kioske lief er einen Bogen. Er lief die Nacht durch und kam nach zehn Stunden an. Seither hat er nie wieder einen Schluck Alkohol getrunken.

Jedem hilft eine andere Gruppe, sagt er. Seine will er nicht nennen, um keine Werbung zu machen und damit falsche Erwartungen bei anderen zu wecken. Er will aber auch seine Geschichte erzählen, weil er sicher ist: Jedem kann geholfen werden. Der erste Schritt dazu: sich einzugestehen, dass man Alkoholiker ist, dass man nicht weiß, wie ein Alltag ohne Alkohol funktionieren kann, aber bereit ist, es zu lernen. Ihm half ein Mitarbeiter der Caritas dabei, der ihm beibrachte, den Haushalt zu führen, zu kochen. „Das war ja untergegangen mit der Trinkerei.“

In Heinrichs Portemonnaie liegt eine Münze, in die eine römische Zwölf eingraviert ist. Seit zwölf Jahren ist er trocken. Und er geht trotzdem noch jede Woche zu einem Treffen seiner Selbsthilfegruppe. Er sagt dann: „Hallo, ich bin Heinrich, und ich bin Alkoholiker.“ Und dann sagt er zum Beispiel: „Es ist schön, heute hier zu sein, schön, dass es euch geht. Was mich betrifft: Ich bin zufrieden. Ich bin zwar nicht glücklich, aber ich kann sagen, ich bin zufrieden mit meinem Leben. Ich hab’ wenigstens ein Leben. Vorher war ich ja mehr tot als lebendig. Ich bin zum zweiten Mal verheiratet mit einer Frau, die mit dem ganzen Krempel nichts am Hut hat. Sie hat mich genommen, und wir sind schon acht Jahre zusammen. Ich hab’ allerdings zu meiner Tochter heute noch keinen Kontakt. Ich hab’ einen Enkel von ihr, der ist knapp drei, und ich hab’ ihn noch nie gesehen. Das ist aber für mich kein Grund, irgendwas zu nehmen oder zu trinken. Weil ich hab’ hier gelernt: Nichts trinken, das funktioniert immer. Das steht immer an erster Stelle. Was morgen kommt, weiß ich nicht, und was gestern war, kann ich nicht ändern. Aber ich kann heute schon mal was dafür tun, dass ich morgen gewappnet bin. Danke fürs Zuhören.“

ALLE MACHEN AUGE

Diese sieben Rapperinnen haben auch ohne Mikrofon ihren großen Auftritt. Wie singt Loredana? Alle machen Auge auf mein' Lifestyle!

Fotos Eva Baales
Styling Leonie Volk
Texte Celina Plag

Lammfellmantel von Bally, Diamantenkette aus 18-Karat-Weißgold von Messika, weißes Bikini-Top mit silbernem Verschluss von Rudi Gernreich, Workwear-Hose aus Nylon von Namilia

Longsleeve aus Jersey mit aufgenähertem Tuch in Form eines Bikini-Tops von Marine Serre über mytheresa.com, Midi-Rock im Camouflage-Design von Monse über mytheresa.com, Leder-gürtel mit Taschen von Fendi, weiße Sandaletten von Versace, Ring in Weißgold von Messika



ROLA

Eine Girlband mit 15, ein Plattenvertrag mit 16, im Vorprogramm von Superstar Rihanna mit 17 – und den Entschluss, professionelle Musikerin zu werden, fasste sie schon mit zwölf. Rola Mardiros Hinterbichler alias Rola verfolgt ihre Ziele seit langem konsequent. Ihre ersten Auftritte hatte die in Ghana geborene Frankfurterin in einer Kirche. 2005 gründete sie mit zwei Freundinnen Sistanova, die erste weibliche deutsche R&B-Band, die auch auf Deutsch sang.

Mittlerweile ist Rola, die nebenbei ein Modelabel betreibt, Solokünstlerin. 2018 erschien ihr Debütalbum „12:12“. Musikalisch zwischen Rap, R&B und Pop angesiedelt, geht es darin um Blender, die sich „lieber einen Job“ suchen sollen statt große Töne zu spucken, und um ihr Glück, das sie in „Zero Fcks“ von jetzt an „selbst in die Hand“ nehmen will. 2019 ging sie erstmals auf Tournee. Es war für sie „ein unglaubliches Gefühl, nach all den Jahren den Fans so nahe zu sein“. Nun plant sie Auftritte im Festival-Sommer,

arbeitet an neuen Liedern, und sie ist gerade von Frankfurt nach Berlin gezogen. „Dieses Jahr wird alles anders“, sagt Rola mit einem Gute-Laune-Lachen. Fake sind an ihr nur die aufgemalten Sommersprossen, ihr Markenzeichen – und ihre Haarpracht. Etwa alle drei Wochen wechselt sie die Frisur. Mal trägt sie kunstvolle Landschaften aus fein gewirbelten Extensions, mal opulent gelockte Perücken, mal trägt sie ihren Afro auch natürlich. „Dann fühle ich mich immer etwas öko.“ Der Afro sei außerdem

extrem zeit- und pflegeintensiv. Rola findet es traurig, dass Afros auch im Jahr 2020 noch ein Politikum sind. Vor allem in den Vereinigten Staaten, wo sie in beruflichem Kontext oft als unprofessionell gelten – und schwarzen Frauen, die ihre Haare glätten, andererseits vorgehalten wird, sich westlichen Schönheitsidealen weißer Frauen zu unterwerfen. „Ich wünsche mir eine Welt“, sagt sie, „in der jeder unabhängig von der Hautfarbe die Frisur tragen kann, auf die er oder sie Lust hat.“





EUNIQUE

„Ich möchte allen zeigen, dass jeder für seine Einzigartigkeit kämpfen kann“, sagt Eunique. Ihr Name wird ausgesprochen wie das englische *unique* – womit die Hamburgerin in Sachen Einzigartigkeit gleich weit vorne liegt: Eunique Cudjo Berkeley ist ihr wirklicher Name. Im Rap ist er Kampfansage und Omen zugleich. Gezeigt hat es die 24 Jahre alte Musikerin mit amerikanischen und ghanaischen Wurzeln zunächst den Rappern in ihrem Umfeld. Weil die sie nicht mitmischen lassen wollten, weil sie ihr das als Frau nicht zutrauten, stellte sie kurzerhand selbst ein Video ins Netz. Ihr Freestyle-Rap schlug ein. Damals, 2015, war die Kobra noch Teil ihres Künstlernamens, bis heute ist sie für Eunique eine Art Wappen selbstbewusster Kämpferinnen. Sie träumte damals von einer Armee weiblicher Kobras, einer Community zwischen Freundinnen und Fans, die sich im Vorwärtskommen unterstützten. Doch erst mal wollte sie es selbst schaffen. Dafür ging sie ins Bootcamp und begann mit ihrem damaligen Manager Michael Jackson zusammenzuarbeiten – der auch wirklich so heißt. Los ging es mit der Arbeit am ersten Album „Gift“ und einem halbjährigen Drillprogramm: Kampfsport, Schlafentzug, Feilen an Beats und Texten. Eunique ging für die Rapkarriere physisch und psychisch an ihre Grenzen. In „Becoming Eunique“, einer Reality-Serie auf Youtube, konnten Fans sie von 2018 an begleiten. Kritik an der Selbstdarstellung wischt sie weg. „Lieber stelle ich mich selbst dar, als das anderen zu überlassen.“ Auch Instagram ist für sie ein wichtiges Kontrollwerkzeug und Sprachrohr. Mit ihren Followern teilt sie Einblicke in ihr Leben und Weisheiten für weibliche Selbstermächtigung. Immer wieder geht es dabei auch um Sexualität als Ausdruck von Selbstbestimmung. Sexistischen Gangsta-Rap schlägt sie mit dessen eigenen Waffen. In diesem Jahr kämpft Eunique auch gegen den inneren Schweinehund: Mit ihren Kobras wird sie einen Halbmarathon laufen, außerdem will sie zehn Kilogramm zunehmen. Und Ende Februar kommt endlich ihr zweites Album „Visions“ heraus.

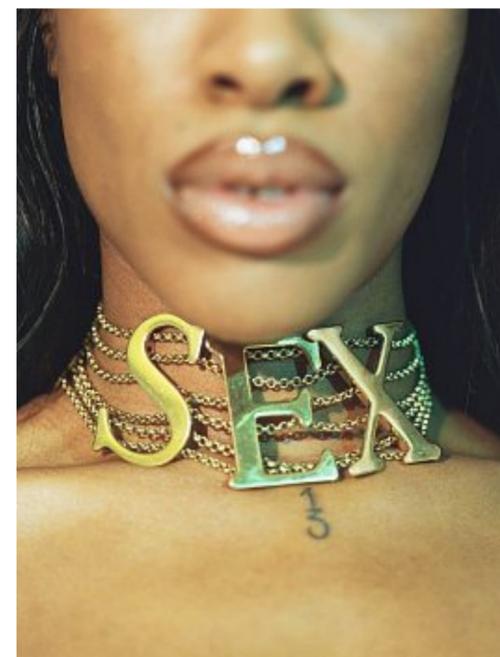
ALLE MACHEN AUGE

Crop-Top mit Logo-Aufdruck von Off-White, Flamenco-Hose mit Volants und Ankle-Boots mit goldener Plateausohle von Dries Van Noten, Kamasutra-Halskette von Y/Project



Mini-Kleid mit Fransen aus Kristallen von The Attico, Ring von Cartier aus 18 Karat Gelbgold und schwarzem Lack mit Tsavorit und Onyx, Wildleder-Sandaletten von Jimmy Choo

Sex-Choker von Dolce & Gabbana über Night-boutique Vintage Archive





Mantel in Krokoleder-Optik mit passenden Chaps von Y/Project, kristallbesetztes Kettentop von Paco Rabanne über mytheresa.com, BH von Hyun Mi Nielsen, Ohrringe von Lilian von Trapp

ACE TEE

Eine junge Hamburger Musikerin stellt einen Track mitsamt hübschem Clip ins Netz. Nichts passiert. Über Umwege landet das alles in den Vereinigten Staaten, wo Mode- und Musikplattformen begeistert sind von dieser Unbekannten, deren Lyrics sie nicht verstehen, die aber so entspannt rappt und dabei den Moment einfängt: ein bisschen R&B, der an die Girlgroup TLC in den neunziger Jahren erinnert, und ein Video, in dem die tanzende Crew auch optisch an die Crop-Top- und Mom-Jeans-Ära anknüpft. Schließlich schwappt der Hype dann doch noch zurück nach Deutschland. „Bist du

down?“ wurde Anfang 2017 zum sommerlichen Wintersong – und Ace Tee zur Lieblingsrapperin der Modewelt. Im selben Jahr erschien Tarin Wilda, wie sie mit bürgerlichem Namen heißt, zur Métiers-d’Art-Show in der Hamburger Elbphilharmonie von Kopf bis Fuß in Chanel. Für eine schwedische Modekette durfte sie eine eigene kleine Kollektion entwerfen. Regelmäßig stand sie bei Mode-Events auf der Bühne, in der ersten Reihe war sie ein gern gesehener Gast, wenn sie nicht gerade auf Tour war. Ace Tee kommt das gerade recht. „Ich bin ein visuell denkender Mensch. Wenn ich an einem neuen Track sitze, habe ich eine

ganze Welt vor Augen.“ An der Mode schätzt sie die Möglichkeit, „mal Straße zu sein, dann wieder Dame“. Wenn man High Heels trägt, geht man eben anders als in Sneakern. Nun arbeitet sie auch schon an eigenen Modeentwürfen. Vorrang hat für sie aber zunächst die Musik. Gerade läuft die Arbeit an einer neuen Platte. Die Hamburger Musikszene inspiriert sie immer wieder, auch für Kooperationen mit anderen Künstlern ist sie offen. In der Hansestadt gebe es viele verschiedene Communitys. „Hamburg weiß, wie man Kontakte pflegt“, sagt Ace Tee. Für eine Karriere im Kreativbusiness kann das nur von Vorteil sein.



ALLE MACHEN AUGE

Semi-transparentes plissiertes Mesh-Top mit Logo-Aufdruck von 032c, Leder-Harness mit Überwendlingsstich von Fendi über Nighboutique Vintage Archive



Halskette, getragen als Brillenkette, sowie Lederweste von Hermès, Sonnenbrille mit Schlangen-Design von Gentlemonster x Alexander Wang

EBOW

„Denn diese Kanakin hier macht sich zu wichtig / Ist zu gebildet, sieht zu gut aus / Zersprengt eure Kästen, muslimischer Frauen. Autsch!“. Am besten lässt man Ebru Düzgün, Jahrgang 1990, selbst zu Wort kommen. Unter dem Künstlernamen Ebow rappt die in München geborene Tochter alevitischer Eltern gegen Sexismus, Rassismus, Homophobie – und darüber, wie es ist, mit der Erfahrung aufzuwachsen, nicht Teil der Mehrheitsgesellschaft zu sein. Auf ihrem dritten Album „K4L“ (kurz für „Kanak for Life“) geht es um „Nazi-Lehrer, die meinten, du wirst nie etwas erreichen“ und um „zu viele weiße Jungs im Rap“ – womit sie die Strukturen der Branche anprangert. Ebow rappt queer, feministisch und postmigrantisch. „Vielleicht lasse ich gerade deshalb die Herzen weißer Cis-Männer im Feuilleton höher schlagen.“ Die Architektin, die in Wien und Berlin lebt, spricht viele Communitys an. Ist das nun Aneignung oder nicht? Ihre Musik schreibt sie jedenfalls „für queere Personen und solche, die sich mit meinem postmigrantischen Background identifizieren können“. An ihrem ersten Album begann Ebow zu arbeiten, als sie noch nicht mal 20 war. Die Entwicklung ihres Musikstils habe auch mit ihrer Politisierung zu tun. „Als jüngere Frau habe ich vieles, was mir passierte, als falsch empfunden. Aber es fehlte das Vokabular, um mich zu artikulieren.“ Dass Ebow auf Deutsch rappt, in der Sprache, in der sie sich am wohlsten fühlt, ist auch Ton Steine Scherben zu verdanken. Was es in ihrer Jugend an Deutschrap gab, empfand sie damals als langweilig, Rio Reisers spielerischen Umgang mit Sprache dagegen „super nice“. Gerade hat sie mit einer eritreischen Freundin ein eigenes Label gegründet: Alvozay ist ein Wortspiel aus dem kurdischen „Alvosa“ und dem tigrinischen „Mahozay“, beides heißt Freundin. Dort wollen sie auch Künstler unter Vertrag nehmen, die sich mit ähnlichen Themen beschäftigen wie sie – woanders aber kein Gehör finden.



Lederweste mit einseitigem Revers sowie Armreif von Hermès, Fallschirmhose mit Cut-outs an den Knien von Perfect Number, Run Star Hike Platform-Sneakers von Converse x JW Anderson



Gestepte Flügel mit Jacke in gebrochenem Weiß von Namilia, Lederweste im Safari-Stil von Hermès



SABRINA SETLUR

Sie war die erste Rapperin mit einem Nummer-eins-Hit in den deutschen Single-Charts. Von Mitte der neunziger Jahre an verkaufte sie mehr als zwei Millionen Tonträger, erst als Schwester S, später als Sabrina Setlur. Vielen späteren Rapperinnen hat sie damit den Weg geebnet. Eigentlich wollte die Musikerin, die indisch-amerikanische Wurzeln hat, Medizin studieren. Weil sie am Abend vor dem Test zu viel gefeiert hatte, wurde sie aber statt Doktor S erst mal Schwester S. An dem Projekt der Frankfurter Produzenten Moses Pelham und Thomas Hofmann vom Rödelheim Hartreim Projekt habe sie mit ihrem Sprechgesang, ihrer Person und ihrer Persönlichkeit mitgewirkt, sagt sie heute. „Du bist die Sahnetorte“ und „Ich will dein Badewasser saufen“, rappen die Jungs, und sie antwortete: „Bevor ich einen von euch nehm', nehm' ich keinen.“ Sich als einzige Frau in einer Umgebung von lauter Männern zu behaupten, noch dazu ohne Teil der weißen Mehrheitsgesellschaft zu sein, war in den neunziger Jahren bemerkenswert. Für Sabrina Setlur nehmen Fragen des Geschlechts und der Hautfarbe aber wenig Raum ein: „Schatz, pass auf, ich habe mich immer als Menschen gesehen und mich auf meine Talente fokussiert.“ Ob aus dem anfänglichen Spaßprojekt etwas werden könnte, stand zunächst in den Sternen. „In den frühen Zeiten des Deutschraps wusste ich wirklich nicht, wo das hinführen sollte. Für mich hatte es anfangs einen leichten Schlagertouch.“ Als klar wurde, dass sie den Zeitgeist trafen, wollte sie es richtig machen, unter eigenem Namen. 1997 erschien beim Label 3P ihres Produzenten und langjährigen Wegbegleiters Moses Pelham ihr zweites Studioalbum „Die neue S-Klasse“. Mit der Musik heute und den sozialen Medien hat Setlur ihre Probleme. „Es tut mir leid, aber ich kann die alle nicht auseinanderhalten“, sagt sie zur Flut an Influencern. „Und in der Musik hört sich vieles gleich an.“ Sie glaubt an eine Rückbesinnung auf Menschen und Musik mit Wiedererkennungswert. Und arbeitet an eigenen Tracks. Wann es ein neues Album geben wird, bleibt ihr Geheimnis.

ALLE MACHEN AUGE

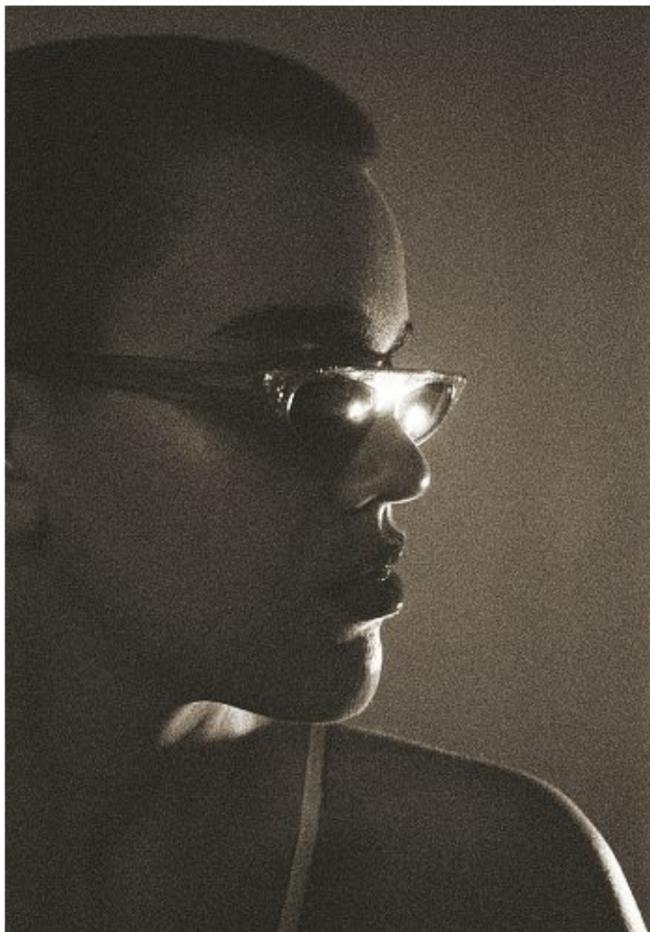
Asymmetrisches Top von Hyun Mi Nielsen, Bundfaltenhose aus leichter Wolle von Bottega Veneta, Sandaletten von Jimmy Choo



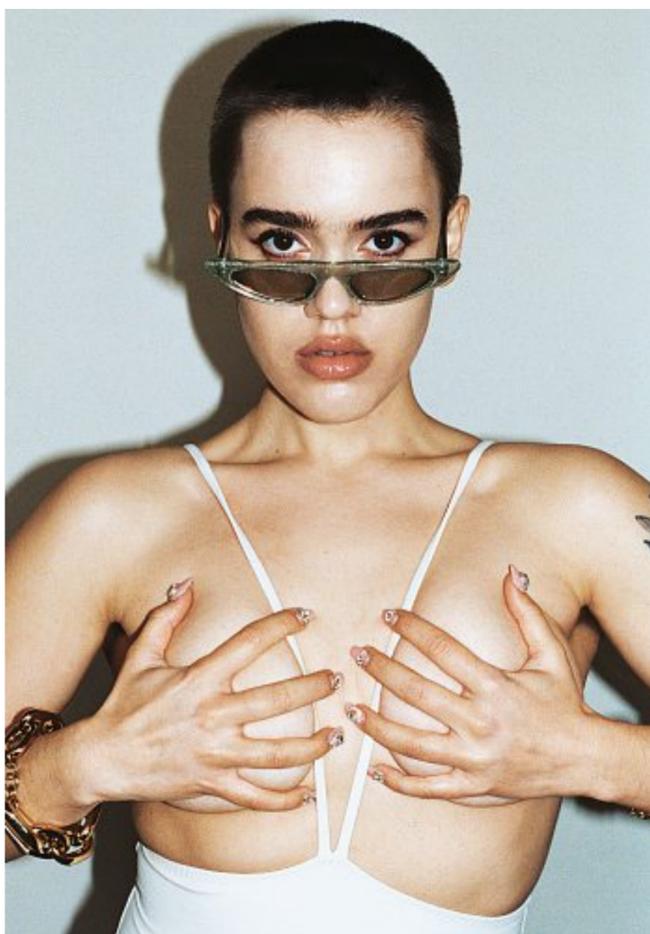
Cut-out-Tuxedo-Jackett von Jean-Paul Gaultier über Nighboutique Vintage Archive, Anzughose von Versace, zweifarbige Leder-Mules von Givenchy

Achtziger-Jahre-Blazer mit Schulterpolstern und passender Anzughose von Versace, Netz-Durag in Pink von Stylist's Own, Riemchensandaletten aus Wildleder von The Attico

Mintgrüne Cateye-Sonnenbrille mit Glitzerpartikeln von Andy Wolf, weißer Monokini von Rudi Gernreich



Sonnenbrille von Andy Wolf, Monokini von Rudi Gernreich, Gliederarmband in Gold von Paco Rabanne über mytheresa.com



KEKE

„Viel zu viel, viel zu laut, viel zu dreist“: Kaum ist Keke da, nervt die Wiener Rapperin auch schon. Kiara Hollatko, wie die Fünfundzwanzigjährige mit bürgerlichem Namen heißt, verkörpert so gar nicht die Zurückhaltung, die von Frauen noch immer oft erwartet wird. Mit Stimme, Körper, Meinung so wenig Raum einzunehmen wie möglich, davon hält Keke nichts. Weil das vielen anderen Frauen genauso geht, wurde sie für die Lyrics ihres ersten Tracks „Donna Selvaggia“ („Wilde Frau“) wie für viele andere Songs von ihren Fans gefeiert. Keke ist ausgebildete Jazzsängerin, schon mit elf Jahren hatte ihr Klavierlehrer ihr das Genre nähergebracht. „Ich habe auch andere Sachen gehört, Avril Lavigne zum Beispiel“, sagt sie. 50 Cent und Eminem fand sie ebenfalls „dope“, weiter reichte ihre Rap-Affinität da aber noch nicht. In den Sprechgesang verfiel sie beim spontanen Herumprobieren mit ihrem Produzenten Shawn The Savage Kid vor zwei Jahren. Sie fühlte sich sofort wohl damit, schätzte das Greifbare und Reale, über das sie Zugang zu ihren Geschichten findet. Gegen normierte Schönheitsideale und Rollenbilder anzurappen ist für Keke Alltag. Seit ihrer Jugend kämpfte sie mit ihrem Körper, litt unter Essstörungen, Angststörungen und Depressionen. Sie findet es befreiend, über ihre Probleme zu reden, wie in ihrem Track „Paradox“: „Hab' mich verrannt in der Angst / Hätte sie so gern verbannt.“ Die mediale Aufmerksamkeit seit „Donna Selvaggia“ war für sie eine neue psychische Herausforderung. 2019 war ein Jahr mit Höhen und Tiefen, in dem sie zu der Erkenntnis kam, dass man sich vom Musikbusiness nicht aussaugen lassen und die Gesundheit nicht aus dem Blick verlieren darf. Mittlerweile kommt sie besser klar und will auch anderen Frauen dabei helfen, sich von Normen zu lösen. Ihre Botschaft: Nie einzwängen lassen!

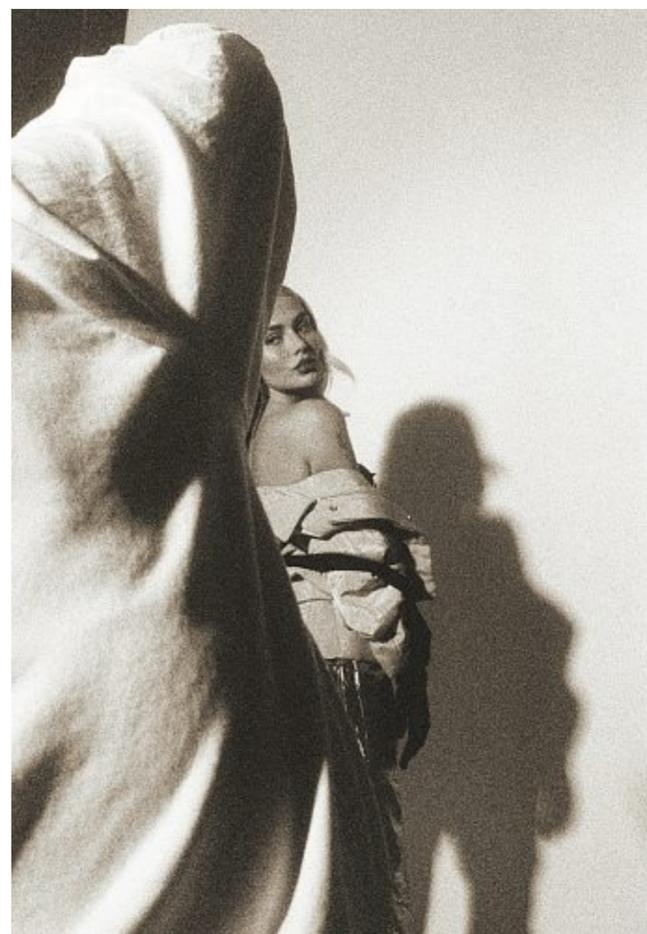
ALLE MACHEN AUGE

LOREDANA

Eines hat Loredana Zefi in den vergangenen zwei Jahren gelernt: „Zum Mutterwerden gibt es nie den perfekten Zeitpunkt.“ Mit 24 Jahren hat die im Schweizer Kanton Luzern geborene und lebende Rapperin kosovo-albanischer Herkunft beides: beruflichen Erfolg und eine Tochter. Als sie sich mit ihrem Mann, dem albanischen Rapper Mozzik, von dem sie inzwischen getrennt lebt, für ein Kind entschied, arbeitete Loredana gerade mit ihren Produzenten Miksu und Macloud an ersten eigenen Tracks. Davor hatte sie sich mit Lip-Sync-Videos – Songs, die sie mit Lippenbewegungen nachstellt – einen Namen gemacht. Loredana wuchs in einem katholischen Elternhaus mit zwei Schwestern und sieben Brüdern auf, die ihr als Jugendliche den Umgang mit sozialen Medien verboten. Heute folgen ihr dort 2,5 Millionen Menschen. „Sonnenbrille“, ihr erster Track im Trap- und Cloud-Rap-Stil, erschien im Juni 2018 und wurde ein Überraschungserfolg. Im Dezember kam ihre Tochter Hana zur Welt, zehn Tage später stand sie wieder auf der Bühne. „Ich glaub', ich bin geboren, um zu gewinnen“, rappt Loredana in „Sonnenbrille“, und 2019 schien sich das zu erfüllen. Auf Deezer war sie die in Deutschland am meisten gestreamte Künstlerin des Jahres. Nebenbei verbringt sie so viel Zeit wie möglich zwischen Windeln und Spielzeug mit ihrer Tochter im ländlichen Emmenbrücke. „Natürlich verpasse ich zu Hause viel, aber ich weiß schon jetzt, dass ich Hana später mal was bieten kann. Ich mache alles nur für sie.“ „King Lori“ hieß ihr erstes Album, das im September 2019 erschien und sofort in den Charts war. Im März geht sie auf Tour, auch auf große Bühnen wie die Lanxess-Arena in Köln. Knappe Kleider sind dabei nicht ihr Ding. „Ich will für meine Mücke gefeiert werden, nicht dafür, dass ich mich ausziehe.“ Sie liebt Oversize, Hoodies, Tracksuits, rappt über Nike, Fendi, Louis Vuitton. Im Hip Hop ist Luxus ja noch Sehnsucht und Verheißung – als käme der Goldregen, rappt man nur oft genug darüber, irgendwann automatisch.



Bodysuit mit Corsagen-Effekt von Wolford, G-String-Motocross-Hose von Namilia, Pumps aus schwarzem Leder mit Netzstoff von Jimmy Choo



Graue Daunenjacke im Oversized-Fit von 032c, Handschuh-Harness von Mugler, Fallschirmhose mit Nylon-Gürtel aus silbernem Tech-Material von Perfect Number

Fotografin: Eva Baales
Styling und Konzeption: Leonie Volk
Texte: Celina Plag
Make-up: Arzu Küçük
Haare: Maria Ehrlich
Haare/Make-up für Keke: Nadine Thoma
Haare/Make-up für Loredana: Dafiné Nezir
Stylingassistent: Pina Riederer
Fotoassistent: Farina Esser, Sandra Ommer
Social-Media-Redakteurin: Aylin Güler
Casting und Produktion: Leonie Volk & Celina Plag

Ace Tee und Rola wurden geschminkt mit Produkten von Chanel, Loredana mit Produkten von Fenty Beauty und Kylie Cosmetics, Sabrina Setlur und Ebow mit Produkten von Charlotte Tilbury, Eunique mit Produkten von MAC Cosmetics und Keke mit Produkten von Laura Mercier.

EIGENHÄNDIG

Christophe Delcourt wollte Schauspieler werden. Aber er stellte fest, dass er lieber an den Bühnenbildern arbeitete. Der Franzose fing neu an – und ist heute einer der erfolgreichsten Designer seiner Generation.

Von Annabelle Hirsch

Fragt man einen Künstler oder Designer, wie er zu dem wurde, was er ist, also wie sich sein Auge ausgebildet und sein Geschmack entwickelt hat, bekommt man meist eine der zwei folgenden Antworten: „Es lag in der Familie. Alles um mich herum war schön, und so kam ich ganz natürlich dazu.“ Oder aber: „Alles um mich herum war hässlich, die Suche nach Schönheit war mein Mittel zur Flucht.“

Für Christophe Delcourt, einen der erfolgreichsten französischen Möbeldesigner seiner Generation, entspricht eher Letzteres der Wahrheit: „Meine Eltern waren richtige Achtundsechziger. Sie lehnten alles ab, was der Generation vor ihnen wichtig gewesen war, unter anderem den guten Geschmack. Dementsprechend scheußlich sah es bei uns zu Hause aus: Nichts passte zusammen, nicht eine interessante Form oder ein schönes Material. Es war furchtbar, aber es war ihnen egal.“

Es ist ein kalter, sonniger Januarmorgen in Paris. Der 54 Jahre alte Designer sitzt in einem beigefarbenen Kaschmirpullover zu Jeans an einem Eichenholztisch im hinteren Teil seines lichtdurchfluteten Ateliers, neben ihm sein Lebensgefährte und Arbeitskollege, der Möbelverleger Jérôme Aumont. Im Ausstellungsraum lässt sich gerade ein belgisches Paar einen Stuhl erklären, eine Trennwand weiter sitzt Delcourts Team an Entwürfen für die nächste Kollektion. Der Designer lacht über seine Erinnerung: „Wissen Sie, als Kind war mir die Hässlichkeit unserer

Wohnung so zuwider, dass ich regelmäßig alle Möbel mit Bettlaken überzog.“ Eines nach dem anderen, bis alles unter einer weißen Stofflandschaft verschwand.

Läuft man heute durch seinen Showroom, der in einer ehemaligen Klavierwerkstatt in einem idyllischen Hinterhof des siebten Arrondissements liegt, dann ist zwar nichts unter Laken verborgen, *pas du tout*, jedes seiner in Hellgrau-, Weiß- und Holzönen gehaltenen Möbel und Objekte folgt klaren Linien und Volumen, jedes hat seine eigene unaufgeregte Präsenz im Raum. Allerdings findet man trotzdem etwas von dem Esprit wieder, den Delcourt wahrscheinlich schon als Kind suchte und seinen Kunden heute vermitteln will: den Eindruck von Stille, visueller Ruhe und ästhetischer Harmonie.

„Wenn die Leute von der hektischen Pariser Straße hier hereinkommen, wirken sie oft, als würde eine Last, die Anspannung von ihnen abfallen. Das gefällt mir.“ Hätte er sich, so gesehen, nicht viel früher denken können, dass seine wahre Berufung das Möbeldesign und die Innenarchitektur sind? Sein Lebensgefährte schmunzelt. Doch, natürlich, sagt Delcourt, aber manchmal bedarf es eben des einen oder anderen Umwegs, um ans Ziel zu gelangen.

Bei ihm waren es zwei: ein Studium der Landwirtschaft und eine Schauspielausbildung am berühmten Pariser Cours Florent. Er habe wirklich Schauspieler werden wollen, „aber ich war nicht gut genug“. Vielleicht. Vielleicht spürte er aber auch einfach, dass es ihn woanders hinzog. Immerhin stellte er noch während seiner Ausbildung fest, dass ihm das Gestalten einer Bühne fast mehr Spaß machte, als darauf Alfred de Musset oder Shakespeare zu deklamieren: „Wir hatten Seminare, in denen wir ein gesamtes Stück von vorn bis hinten inszenieren und das dazu passende Bühnenbild kreieren sollten. Für mich war das eine wahre Entdeckung. Mir wurde auf einmal bewusst, wie die Gestaltung eines Raums eine Geschichte und eine Atmosphäre beeinflussen kann, was Licht ausmacht, wie man es lenkt, wie man Objekte und Körper richtig in Szene setzt. Es war wunderbar, ich liebte es.“

Mit diesem Bewusstsein im Kopf und einer weder gescheiterten noch jemals ernsthaft begonnenen Schauspielkarriere in der Tasche, stolperte er mit knapp 30 Jahren in das Atelier eines Tischlers und eines Kunstschmieds.

Die Begegnung mit den Brüdern Waldispühl, mit denen er bis heute gerne arbeitet, war ein Wendepunkt: „Christophe Delcourt“, die Marke, wurde geboren: „Bei



Autodidakt: Christophe Delcourt kam als Quereinsteiger zum Beruf des Designers.



Mehr als ein Brett auf Beinen: Tisch Dan, wie ihn Delcourt zu Papier brachte (Minotti)

Klare Linien und Formen: Sofa Daniels (Minotti) als Zeichnung und fertiges Produkt

ihnen habe ich meinen Beruf entdeckt, sie haben mir alles beigebracht.“ Monatlang habe er in ihrer Werkstatt gegessen, ihnen bei der Arbeit zugesehen und gelernt, wie man einen funktionierenden Gegenstand, keinen Papiertraum der Designschule, entwickelt. „Sie haben mir gezeigt, wie man das richtige Material auswählt, wie man es bearbeitet, was Farbe, Patina, Veredelung und so weiter bedeuten. Diese objektive Herangehensweise hat mich geprägt.“ Sein erstes selbst entworfenes Möbel war ein Hocker. Danach ging alles ganz schnell. Er gründete 1995 sein Studio und hatte einen Stand auf der Pariser Designmesse Maison et Objet, vier Jahre später verließ man ihm dort den Titel „Designer des Jahres“.

Heute arbeitet der Autodidakt auf mehreren Ebenen: Er kreiert seine eigenen Kollektionen und verlegt die anderer; entwickelt als Innenarchitekt ganze Interieurs; zeichnet für die Firma seines Lebensgefährten, Collection Particulière, aber auch für große Häuser wie Roche Bobois oder die italienische Firma Minotti. Für sie entwarf er zuletzt den Sessel Fil Noir, den er als Weiterentwicklung der ästhetischen Tradition der Marke sieht. Kooperationen wie diese seien wahnsinnig spannend. Sich an großen, geschichtsträchtigen Strukturen zu reiben sei eine aufregende Herausforderung. Trotzdem bleibe der schönste Aspekt seines Berufs das Entwerfen seiner eigenen Kollektionen. „Da ich in der Werkstatt mit den Machern begonnen habe, denke ich meine Stücke bis heute zuallererst über das Handwerk und das Material. Ich zeichne nicht irgendetwas und suche dann jemanden, der es für mich realisieren kann, sondern gehe umgekehrt vor: Ich habe einen Kunsthandwerker oder ein bestimmtes Material im Kopf und entwickle meine Idee von dort aus.“

Das sieht man seinen Möbeln auch an: Sie wollen weniger durch extravagantes Design beeindrucken, als durch die Präzision der Arbeit und die Qualität des Materials. Delcourt mag starke, aber diskrete Stücke, sein liebstes Objekt ist der Esstisch. Er finde es interessant, eine Spannung in das vermeintlich banale Prinzip eines Bretts auf Beinen zu bringen, sagt er und lädt dazu ein, den Kopf unter den Holztisch TYE zu stecken: Im Hause Delcourt ist das, was unter der Platte passiert, das Highlight. Seine Tischbeine sind Skulpturen, Baumalleen, die in einen hellen Eichenhimmel ragen: „Deshalb mag ich auch keine Stühle. Sie verbergen das Tischbein.“ Seine Begeisterung für den Tisch als Gegenstand, das Holz (am liebsten das

der Eiche) als Material und eher zeitlose Linien und Farben hängt auch damit zusammen, dass er seine Stücke gerne als „Lebensbegleiter“ denkt: „Ich möchte etwas schaffen, das die Zeit überdauert, nichts, an dem man sich schnell satt gesehen hat.“ Auch ein zeitloses Möbel sagt im besten Fall etwas über seine Entstehungszeit aus. Was sagen seine? „Ich glaube, mein Fokus auf das Kunsthandwerk ist mittlerweile sehr zeitgemäß. Als ich angefangen habe, war das noch anders.“

Apropos: Wie blickt er auf seinen Neustart vor 25 Jahren zurück? Dankbar, auch weil es in der Tat ein Neubeginn, aber kein Bruch war. Er sieht eine klare Verbindung zwischen seiner frühen Leidenschaft für die Schauspielerei und den Film und dem, was er heute tut: „Dieser Beruf hat etwas Filmisches an sich: Durch die Anordnung der Möbel schafft man Perspektiven, Ebenen, Blickwinkel – im besten Fall harmonische. Man strukturiert den Raum und bestimmt, wie er sich visuell entwickelt, wie ein Regisseur.“ Zumal eine zweite Konstante hinzukommt, die etwas weiter zurückgreift, seine Liebe zum Zeichnen, die seine Großmutter förderte: „Sie sagte immer: Du zeichnest gut, du hast Talent. Mach was draus!“ Er habe zwar eine Weile gebraucht, aber am Ende sei er ihrem Rat ja doch noch gefolgt. Könnte man also sagen, dass die Designwelt „Christophe Delcourt“ dieser Frau verdankt? Er denkt kurz nach und lächelt: „Ja, das kann man wahrscheinlich so sagen. Das würde ihr sicher gefallen. Sie wäre sehr stolz.“



Ein Sessel aus drei Halbkreisen: Fil Noir für Minotti



Ein Talent fürs Zeichnen: Delcourts Möbel entstehen auf Papier.



Auf Oelsa: Bundeskanzler Helmut Schmidt (links) und der Staatsratsvorsitzende Erich Honecker tauschten sich am 11. Dezember 1981 im Schloss Hubertusstock auf dem Sofa Potpourri aus.



Für Oelsa: Die Schlafcouch aus den fünfziger Jahren wurde effektiv in Szene gesetzt.

FOTOS: PICTURE ALLIANCE, OELSA

DURCHGESETZT

Der Polstermöbel Oelsa im Osterzgebirge ist der einzige von 150 Herstellern, der das Ende der DDR überlebt hat.

Von Stefan Locke, Fotos Robert Gommlich

Am 11. Dezember 1981 checkte Helmut Schmidt in Schloss Hubertusstock am Werbellinsee ein. Drei Tage lang residierte der Bundeskanzler anlässlich des zweiten deutsch-deutschen Gipfeltreffens in der DDR im Gästehaus Erich Honeckers, und gleich zum Auftakt trafen sich der DDR-Staatschef und der deutsche Kanzler zum ersten Austausch. Auch 300 Kilometer südlich, im Städtchen Rabenau im Osterzgebirge, am Sitz des Volkseigenen Betriebs (VEB) Polstermöbel Oelsa, wurde das aufmerksam verfolgt. Denn zur Begrüßung hatten Honecker und Schmidt auf dem Sofa Potpourri Platz genommen, unverkennbar durch die hochgezogene Rückenlehne und den in Rauten gelegten sowie mit eingezogenen Knöpfen markierten grünsamtenen Bezugsstoff. Potpourri war die exquisiteste Polstermöbelgarnitur des Betriebs, mit Sofa, zwei Sesseln und einem Clubtisch, ausgezeichnet mit dem Prädikat „Gestalterische Spitzenleistung“. Im Dezember 1981 gingen Bilder davon um die Welt.

Werbung hatte das Modell selbstredend gar nicht nötig – im ebenfalls volkseigenen Möbelhandel war die Spitzenleistung trotz ihres Spitzenpreises von 9200 Mark (damals fast ein durchschnittliches DDR-Jahresgehalt) quasi nicht erhältlich. Doch die prominente Platzierung machte die Möbel-Werker stolz, konnten sie doch die ganze Palette ihrer Handwerkskunst demonstrieren.

Die ist heute aber immer weniger gefragt. Seit mehr als einem Jahrzehnt seien die von den Deutschen am häufigsten gekauften Modelle eher schlicht, sagt Andreas Käppler. „Das gefällt uns nicht so, weil wir unsere handwerkliche Kunst nicht voll zur Entfaltung bringen können.“ Auch die Farben brächten wenig Abwechslung, seit Jahren dominierten grau und beige. Manche Händler sagten ihm, ihre Ausstellungsräume selbst nicht mehr sehen zu können, und das nur halb im Scherz. „Schwer zu sagen, warum sich diese Töne so stabil halten; früher war viel Bezug zur Mode, aber auch der geht zunehmend verloren.“

Käppler hat sein ganzes Berufsleben in der Polstermöbelindustrie verbracht. Der 65 Jahre alte Manager ist Chef der Polstermöbel Oelsa GmbH in Rabenau bei Dresden. Möbelkunden kennen das Unternehmen kaum, weil es vor allem für große Handelshäuser produziert. Es gehört aber mittlerweile zu den Großen der Branche in Deutschland. Noch vor 30 Jahren habe es je 150 Polstermöbelhersteller in Ost- und Westdeutschland gegeben – heute seien davon etwa zwei Dutzend übrig, sagt Käppler. Dass er einer davon ist und der einzige in Ostdeutschland, der nach der Wiedervereinigung überlebt hat, das mache ihn schon ein wenig stolz. Die Sofa- und Sesselherstellung ist nur bedingt mechanisierbar und erfordert bis heute viel Handarbeit, weshalb sich ein Großteil des Geschäfts nach Osteuropa verlagert hat. Käppler aber ist es gelungen, die 250-Mitarbeiter-Firma auf ein stabiles marktwirtschaftliches Fundament zu stellen. Damit war nach dem Aus der DDR und der Übernahme des Betriebs durch die Treuhand nicht unbedingt zu rechnen.

Dabei weist schon die Lage der Firma auf eine gewisse Uneinnehmbarkeit hin. Wer sie besuchen will, muss aus dem Tal hinauf zum Rabenauer Burgberg kommen. Hier, in der Ruine einer mittelalterlichen Festung, legte ein

Stuhlbauer 1869 den Grundstein für die „Sächsische Holzindustrie-Gesellschaft“, deren Fabrikgebäude zum Teil bis heute erhalten sind und die Polstermöbel Oelsa nach wie vor für die Produktion nutzt. Damals gab es hier ausgedehnte Buchenwälder, deren Holz die Einheimischen zur Möbelfertigung verwendeten. Vor allem der Stuhlbau florierte, lag doch der Absatzmarkt mit der Residenzstadt Dresden vor der Tür. Mit Hundewagen und -schlitten brachten die Rabenauer ihre Erzeugnisse zum Markt. Schon um die Wende zum 20. Jahrhundert gab es in der Region mehr als 100 Stuhlbauer und 17 Industriebetriebe mit je mindestens 200 Mitarbeitern. Sie verwendeten Dampfmaschinen und modernste Technik, um etwa nasses Buchenholz in Form zu biegen und so Stühle mit geschwungenen Formen und in großen Stückzahlen herzustellen. Besonders beliebt war der Wiener Kaffeehausstuhl der Firma Thonet, der schamlos, aber gesetzkonform kopiert worden war.

Käppler hat die Geschäftsberichte von damals alle noch. Wie durch ein Wunder haben sie Hochwasser, Brände, Kriege überstanden. Das Unternehmen, von Anfang an eine Aktiengesellschaft, unterlag Publikationspflichten. So weist die Statistik unter anderem aus, dass ein Stuhlbauer 1913 durchschnittlich 27,24 Mark Wochenlohn bekam. Käppler hat die Geschichte anlässlich des hundertfünfzigjährigen Firmenjubiläums in diesem Jahr aufarbei-



In Rabenau: Die Möbelherstellung hat hier eine lange Tradition.



Auf Polstermöbel gesetzt: Andreas Käppler hat Oelsa erhalten.

ten lassen. Dabei hatte seine Familie mit der Produktion von Möbeln zunächst gar nichts zu tun. Käpplers Vater und Großvater besaßen in Dresden eine Kamm- und Haarschmuckfabrik, die der Junior übernehmen sollte. Doch als er im Herbst 1972 mit dem Studium begann, hatte die SED den elterlichen Betrieb verstaatlicht. „Das war eine harte Zeit“, sagt Käppler. Zwar durfte sein Vater als angestellter Direktor in seinem einstigen Betrieb weiterarbeiten, den Verlust aber habe er nie verwunden. Stets habe er daran geglaubt, dass es noch mal anders kommen würde. Doch 1988 starb er im Alter von nur 60 Jahren.

In jenem Jahr war Käppler gerade zum Betriebsdirektor in Rabenau aufgestiegen. Noch während seines Betriebswirtschaftsstudiums mit Schwerpunkt Leichtindustrie, das eine Ingenieurausbildung enthielt, war er in die Branche Holz und Papier eingeteilt worden. „Das konnte man nur zur Kenntnis nehmen.“ Beim VEB Kombinat Polstermöbel, Betriebsteil Rabenau, machte er ein Praktikum und fand bald Gefallen daran. Hier schrieb er auch seine Dissertation zum Thema „Absatzorientierte Produktionsplanung“. Zwar bestimmte der Plan den Ausstoß, doch produzierte Rabenau hauptsächlich Polstermöbel für den westlichen Markt, vor allem für Ikea, Möbelgroßhändler und Versandhäuser. Der Jahrzehntlang dominierende Stuhlbau war nach dem Zweiten Weltkrieg aufgegeben und das Werk nach Demontage durch die Sowjets als Polstermöbelfabrik wiederaufgebaut worden, da Polstermöbelfertiger damals fast nur in den westlichen Besatzungszonen lagen. Die Tradition des Unternehmens können Besucher heute im Rabenauer Stuhlbaumuseum besichtigen, direkt gegenüber der Fabrik.

In den Produktionshallen gibt es auch heute noch viel Holz – allerdings verschwindet es unter Stoff und Polster. Die Gestelle für Sofas und Sessel lässt das Unternehmen von Lieferanten fertigen, ebenso den Schaumstoff für die Polsterung. In einer Halle türmen sich Schaumstoffteile. Die hellblauen seien für die Sitzflächen, die rosafarbenen für die Lehnen, erläutert Produktionsleiter Marko Zilcher. Schon seine Eltern waren im Betrieb beschäftigt, die Mutter als Meisterin in der Näherei, der Vater als Polsterer. „Ich bin damit aufgewachsen und habe mich nie irgendwo anders beworben“, sagt der Achtunddreißjährige. Nach der Schule sei klar gewesen, dass auch er das Handwerk des Polsterers erlernen würde. Sein Meisterstück, einen traditionell gepolsterten Hocker, hat er noch zu Hause stehen. Mit dem Handwerk im ursprünglichen Sinn habe seine Arbeit heute immer weniger zu tun. Statt Federkerne selbst zu schnüren, Palm- und Kokosfasern oder Rosshaar als Füllung zu verwenden, Polster mit Fäden zu garnieren und Ziernägel einzuschlagen, müsse er inzwischen vor allem darauf achten, dass vorgefertigte Komponenten korrekt mit Tacker und Druckluft zusammengefügt würden.

Im Stockwerk darüber sitzen die Näherinnen in Dreierreihen hintereinander und arbeiten an den Bezügen. Jedes Modell hat eine Nähplannummer, wegen der wachsenden Modellvielfalt seien es inzwischen mehr als 10.000 Pläne, sagt Zilcher. Früher habe es bei Polsterern nur wenige ausgesuchte Modelle, meist mit Weißpolster, gegeben, danach habe der Kunde Modell und Stoff gewählt. Heute kommen die Bestellungen aus den Möbelhäusern, und kaum



Augen auf: Eine Mitarbeiterin prüft eine Lederhaut auf Schäden.



Handarbeit: In der Näherei werden die Bezüge für die Polstermöbel gefertigt.

ein Modell gleicht dem anderen. Der Betrieb hat darauf mit einem großen Stofflager reagiert: Rund 2500 Ballen lagern hier, die vollautomatisch sortiert und zugeschnitten werden. Auch die Funktionalität werde immer wichtiger, sagt Zilcher: Sofas von Ausklappen, Sessel mit Elektronik, verstellbaren Fußrasten und Lehnen – statt nur Rosshaar oder Schaumstoff verlegen die Polsterer heute oft auch Kabel und Schalter in den Möbeln. In etwa zwei Tagen ist ein Stück versandfertig, gut 100 Polstergarnituren fertigen die Mitarbeiter täglich – abgesehen von Ausstellungsmodellen nur auf Kommission.

Ohne Computer wäre diese Vielfalt nicht mehr zu beherrschen, sagt Käßpler. 5000 verschiedene Polstermöbel könne das Unternehmen jederzeit herstellen. „Der Wunsch nach Exklusivität nimmt zu. Vor zehn Jahren wollten die Leute noch das, was andere auch hatten.“ Heute sei es selten, dass sie zweimal das gleiche Modell nacheinander fertigten. „Wir bestellen nur die Teile, die wir innerhalb von neun Tagen brauchen. Es gibt keinen Vorrat, keinen Puffer.“

Käßpler kann sich noch gut an die Zeit vor 30 Jahren erinnern, als sie für den West-Export immer wieder die gleichen Modelle bauten: das Dreiersofa Sirikit für Ikea oder die Polstergarnitur 3750 – das einzige Ikea-Möbelstück, das nicht von einem der sonst eigens beauftragten Designer entworfen oder überarbeitet worden war.

Als Export-Betrieb war Rabenau enorm wichtig, weil dort für die chronisch klamme DDR-Devisen erwirtschaftet wurden. Da spielte es auch keine Rolle, dass der Betrieb „bei weitem nicht kostendeckend“ arbeitete, wie Käßpler sagt. „Die Ware wurde zu Dumpingpreisen in den Westen verkauft.“ Rund 700 D-Mark habe es für eine Polstergarnitur gegeben. „Zuvor mussten wir aber schon für 400 D-Mark Stoff im Westen kaufen.“ Nur wenn es keinen West-Stoff gab, durfte mit einheimischem Material auch für den DDR-Markt produziert werden. Das sei nicht allzu oft vorgekommen. „Die Materialversorgung war eine Katastrophe“, sagt Käßpler. „Es reichte nie. Wir haben den Plan nie erfüllt.“ Der Mangel war gerade in den achtziger Jahren spürbar; mehrmals drohte der Möbel-Export in den Westen daran zu scheitern, dass Kartonagen fehlten, weil die von der DDR ebenfalls in den Westen verkauft wurden. Käßpler aber brauchte Kartons, um West-Umsatz machen zu können. Am Ende sorgte die Abteilung Kommerzielle Koordinierung (KoKo) des Devisenbeschaffers Alexander Schalek-Golodkowski auf dem kurzen Dienstweg dafür, dass die Kartonagen geliefert wurden.

1990 erwies sich die Ausrichtung der Produktion nach Westen als Vorteil für die Rabenauer – fanden ihre Möbel doch zunächst weiter Absatz. Für Käßpler waren es die turbulentesten Jahre seiner Laufbahn. Mit der Währungsunion am 1. Juli stiegen die Löhne explosionsartig. „Das hat uns fast die Luft abgeschnürt“, sagt er. „Aber hätten wir das nicht mitgemacht, wären uns die Leute weggeglau-

DURCHGESETZT

fen.“ Dumping konnte er nicht mehr bieten, aber er wollte auch weg vom Billig-Image, zumal der Betrieb weiter rote Zahlen schrieb. Zugleich saß ihm die Treuhand im Nacken, mit der über allem schwebenden Frage, ob sie die Firma überhaupt für sanierungsfähig hielt. „Wären wir dort abgelehnt worden, wär’s das gewesen.“

In dieser Lage entschloss sich Käßpler zu einem radikalen Schritt: Er kündigte sämtliche Lieferverpflichtungen. „Es war eine Wahnsinnsentscheidung, weil ich nicht wusste, wie wir die Produktion künftig auslasten.“ Zugleich wandte er sich mit seinem Angebot direkt an große Möbelhändler. Schnell hatte er wieder volle Auftragsbücher, zu immer noch günstigen, aber auch kostendeckenden Preisen. Als potenzieller Käufer stand zudem ein Münchner Möbelunternehmen bereit, mit dem Käßpler nach dem Mauerfall Kontakt aufgenommen hatte. Kurz vor dem Vertragsabschluss 1992 aber machte die Firma einen Rückzieher, woraufhin die Treuhand Käßpler mitteilte, dass er vier Wochen Zeit habe zu privatisieren, sonst müsse er die Schlüssel abliefern. „Da bin ich mit dickem Kopf nach Hause. Noch 1990 wollten uns mehrere westdeutsche Hersteller übernehmen, aber jetzt, zwei Jahre später, war der Boom vorbei. Keiner hatte mehr Interesse.“

Käßpler und zwei Kollegen entschieden sich, die Firma selbst zu übernehmen. Mit 400 Mitarbeitern, rund einem Viertel der einstigen Belegschaft, wagten die drei das größte



Fest im Griff: Ein Polsterer bringt die Bezüge an.

Management-Buy-out eines einstigen DDR-Betriebs. „Und das als mittellose Osis.“ Aus einem staatlichen Eigenkapitalhilfsprogramm bekam jeder der drei künftigen Gesellschafter eine Million Mark. Damit gingen sie zur Bank, um Kredite aufzunehmen, die inklusive der Eigenkapitalhilfe zurückzuzahlen waren. „Wir gingen mit unseren Ehepartnern 100 Prozent in Haftung“, sagt Käßpler. „Man darf gar nicht nachdenken, was da alles hätte passieren können.“ Die Verhandlungen mit der Treuhand bezeichnet er dennoch als fair. Sie mussten 250 Arbeitsplätze garantieren, fünf Millionen Mark investieren, zudem noch Altschulden übernehmen. „Es war anspruchsvoll, aber kein Knebelvertrag.“

Käßpler begann zu investieren und den Betrieb auf den Kernbereich zu konzentrieren. Anfangs liefen Monat für Monat sechsstellige Verluste auf. „Wir wussten das, und trotzdem war uns äußerst mulmig zumute.“ 15 Monate nach der Privatisierung begannen die Maßnahmen zu wirken. „Seitdem schreiben wir schwarze Zahlen, trotz mehrfacher Krisen.“ Anderthalb Jahre später kam ein Anruf aus dem Amt für offene Vermögensfragen: Zwei westdeutsche Erbgemeinschaften hatten einen Antrag auf Rückübertragung der Firma gestellt. Die Nachricht war ein Schock. „Ich habe die Leute nie getroffen“, sagt Käßpler, der mehr als ein Jahr lang damit beschäftigt war, die Ansprüche abzuwehren. „Wir hatten pure Existenzangst.“ Bis ihm das Amt eines Tages mitteilte, dass die Ansprüche schon neun Monate zuvor wieder zurückgezogen worden waren.

Heute, gut 30 Jahre nach dem Mauerfall, habe sich der Möbelgeschmack in Ost und West längst angeglichen, sagt Käßpler. 1990 hätten sich im Westen noch vor allem blau und im Osten grün bezogene Möbel verkauft. Inzwischen gehe es den meisten Deutschen weniger um das Design als um Funktionalität. Und sie behielten ihre Möbel heute wesentlich länger. Früher seien etwa alle sechs Jahre neue Polstermöbel gekauft worden, heute bewege sich der Wert in Richtung zehn Jahre. „Wir waren in Europa einmal Spitzenreiter bei den Pro-Kopf-Ausgaben für Möbel. Das sind wir schon lange nicht mehr.“

Und noch etwas ärgert den Firmenchef: dass er mit seinen Produkten bei den gleichen Händlern im Osten mehr Umsatz macht als im Westen. Das, hat Käßpler herausgefunden, liegt nicht an den Inhabern der Möbelhäuser, sondern an deren Verkäufern, die mit der Herkunft der Ware nichts anfangen konnten. Also hat er begonnen, sie nach Rabenau einzuladen, das Unternehmen vorzustellen, mit ihnen Ausflüge ins nahegelegene Dresden zu unternehmen. Die Gespräche danach seien verblüffend. „Viele sind völlig überrascht, wie wir arbeiten, was wir im Angebot haben, dass wir auch Deutsch sprechen.“ Unter dem Strich verzeichne er seitdem bei einzelnen Modellen weit mehr Umsatz, sagt Andreas Käßpler. „Es scheint, als würde uns nach 30 Jahren nun endlich auch der gesamtdeutsche Durchbruch gelingen.“



Michael Sieger, Bettina Sieger, Christian Sieger (Sieger Design), Mike Meiré (Meiré und Meiré)



Bessaam El-Asmar, Daniel von Bernstorff (Stylepark), Markus Frenzl, Jörg Boner



Stefan Diez

Volker Albus



Uli Budde

Jeannette Altherr



Rudolf Pütz (Vitra), Bianca Schikorr, Ingo Müller (F.A.Z.)



Tomoko Azumi, Ineke Hans, Lauren Smith



Tobias und Franziska Grau (Tobias Grau)

Gesa Hansen, Axel Kufus



Wolfgang Laubersheimer, Reinhard Müller, Meyer Voggenreiter, Ralph Sommer und Gerd Arens (ehemals Pentagon)

NACHTS IM MUSEUM

Zum F.A.Z.-Designempfang anlässlich der Messe „imm cologne“ kamen 400 Gäste – und sahen im Museum für Angewandte Kunst Köln die Ausstellung „Design Gruppe Pentagon“.

Fotos Stefan Finger und Frank Röth



Luca Fuso, Sara Nosrati, Andrea Bocchiola (Cassina)



Anke Landsberg, Martin Rendel, Klaus Nolting, René Spitz



Richard Lampert (Richard Lampert), Andrea Scholdan

J. Manuel von Möller, Sandra von Möller (Bäro)



Julius Abromeit, Mark Braun, Tobias Trübenbacher



Bernd Köllner, Petra Hesse (MAKK), Peter-Philipp Schmitt (F.A.Z.)



Georg Maurer, Patrick Lhoste (Pulpo)



Frank Koschmar, Claude Maurer (Ingo Maurer)



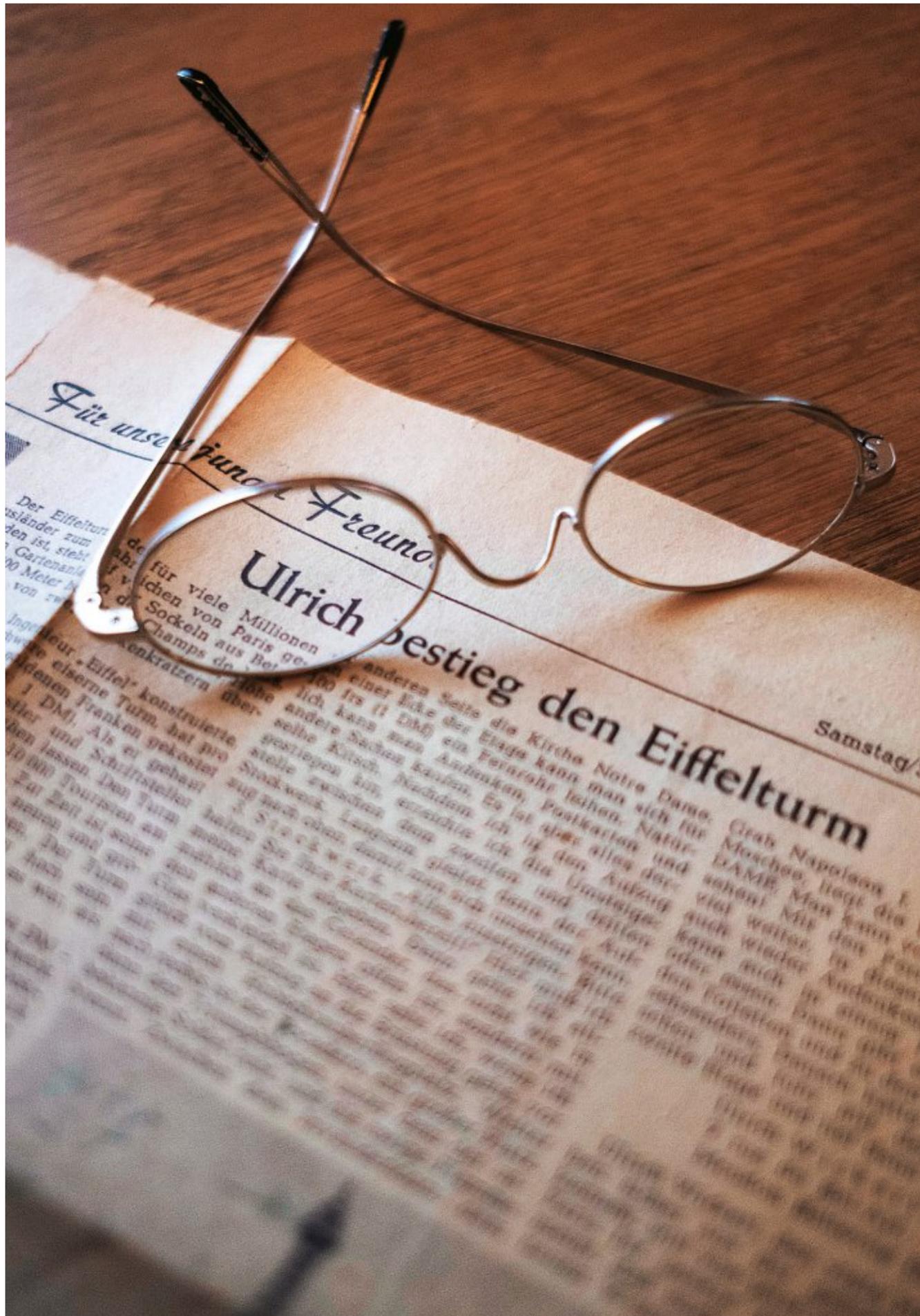
Uta Brandes, Michael Erlhoff (be design)



Dick Spierenburg (imm cologne), Sabine Voggenreiter (Passagen)



Marva Griffin (Salone Satellite), Patrizia Malfatti (Salone del Mobile)



Schreibt noch immer gerne: Ulrich Wickert, Moderator, Autor und Journalist, sitzt im Arbeitszimmer seines Wohnhauses in Hamburg.

Es fing alles mit Petzi, Pelle und Pingo an. So in etwa wenigstens. Dieser dänische Comic mit dem Bären, dem Pelikan und dem Pinguin erschien täglich in der Heidelberger „Rhein-Neckar-Zeitung“ (RNZ), die meine Eltern abonniert hatten. Das war in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre – der Comic-Strip erscheint heute immer noch in der RNZ.

Damals lebten wir in Heidelberg, wo ich in die Schule ging. Zuerst ins Englische Institut, dann in das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium, weil mein Vater meinte, ich sollte auch Griechisch lernen. Ich war zwar anderer Meinung, aber was soll's. Wenn ich aus der Schule kam, saß mein Vater in seinem großen Ohrensessel im Arbeitszimmer und schrieb auf einer eleganten Olivetti-Lettera-22-Reisemaschine, die er in einem Lederetui transportieren konnte. Ich habe sie geerbt und besitze sie heute noch.

Mein Vater war ein freier Autor, der Hörspiele schrieb, die im Radio liefen – mit viel Erfolg. Er bekam sogar den ersten Hörspielpreis der Kriegsblinden. Das war damals einer der wichtigsten Preise für Autoren (Fernsehen gab es noch nicht). Deshalb hatte er immer wieder mit dem Heidelberger Funkhaus des SDR an der Marshallstraße zu tun, was dazu führte, dass ich mich dort auch gut auskannte und bald als zehnjähriger Bub bei Aufnahmen für den Kinderfunk als Sprecher eingesetzt wurde. Fünf Mark Honorar gab es für einen normalen Auftrag, sogar zehn Mark für eine Hauptrolle.

Nun kannte ich zweierlei: einen Vater, der immer auf seiner Olivetti Hörspiele schrieb, und die Rolle als Sprecher von Kindersendungen. Also setzte ich mich hin und schrieb auch ein Hörspiel für Kinder nach dem Märchen vom großen und vom kleinen Klaus. Weil wir den Kinderfunk des Hessischen Rundfunks hörten, schickte ich mein Manuskript an die HR-Redaktion in Frankfurt – offenbar mit dem Zusatz, ich bäte um schnelle Antwort. Die bekam ich auch postwendend mit der Bemerkung, man sende Hörspiele für Kinder und nicht von Kindern. Macht nix!

Ende 1955 besorgten Freunde aus dem neu eröffneten Auswärtigen Amt der Bundesregierung meinem Vater einen Posten in Paris. An der deutschen Nato-Botschaft. Also suchte er für die Familie, bestehend aus meiner Mutter,

Mein erster Artikel

Schon am Anfang war das Wort: Wie ich als Jugendlicher die Kinderseite der „Rhein-Neckar-Zeitung“ mit Berichten und Fotos aus Paris beglückte.

Von Ulrich Wickert
Fotos Daniel Pilar

meinem älteren Bruder, einer jüngeren Schwester und mir ein Haus, in das wir im Mai 1956 zogen. In Meudon, einem Vorort in den Hügeln vor Paris. Es ist keine unbedeutende Gemeinde, der Arzt und Schriftsteller Rabelais, Erfinder von Gargantua, bekam hier eine Pfarrstelle, die er nie ausübte (deren Gehalt er aber einstrich), Richard Wagner wohnte kurze Zeit in Meudon, der Bildhauer Rodin unterhielt hier sein zweites Atelier und lud seinen Freund Rilke ein, bei ihm zu wohnen. Auch Jean Arp baute sich hier ein Haus, über dessen Mauer mein Bruder und ich uns manchmal seine neuen Skulpturen anschauten. Von meinem Schlafzimmer aus konnte ich den Eiffelturm sehen. Nachts strich alle 14 Sekunden der Lichtstrahl, der von der Spitze des riesigen Turms wie bei einem Leuchtturm durch die Nacht wehte, über mein Fenster hinweg.

Per Post kam die RNZ in unseren Briefkasten in Paris. Und wegen Petzi, Pelle, Pingo schlug ich sie jeden Tag auf. In der Wochenendausgabe erschien stets eine Seite „Für unsere jungen Freunde“, und dort schrieben junge Leser über Dinge, die ihnen wichtig waren. Verantwortlich für diese Seite war Fritz Nötzoldt. Den kannten meine Eltern. Er schrieb Kinderbücher, aber besonders amüsant waren seine Auftritte mit seiner Frau Elsbeth Janda als Bänkelsänger. Diesem Fritz Nötzoldt schrieb ich also einen Brief auf der Olivetti-Schreibmaschine meines Vaters, als der im Büro war und nicht mitbekam, dass ich auf seinen heiligen Tasten rumtippte. Ich bot an, für die Jugendseite aus Paris zu schreiben. Über den Eiffelturm natürlich, aber auch über andere Dinge, die interessieren könnten.

Paris war damals von Heidelberg so weit entfernt wie heute vielleicht Miami. Wer von Heidelberg nach Paris reisen wollte, der brauchte mit dem Zug fast einen Tag, mit dem Auto gut zehn Stunden auf engen Landstraßen. Es gab keine Autobahn, an Flugreisen war gar nicht zu denken. Also konnten Berichte aus Paris wie abenteuerliche Erlebnisse aus fernen Ländern wirken.

Und Fritz Nötzoldt schrieb auch lieb zurück. Natürlich! Ich sollte doch auch Fotos mitschicken. Also ging ich auf Recherche. Der Eiffelturm war damals 300 Meter hoch, aber „zur Zeit ist seine Spitze abgerissen, um einer neuen und größeren Haube Platz zu machen. Der Turm wird dann ungefähr 320 Meter hoch sein“. Inzwischen



Erinnerungen an Paris: Ulrich Wickert mit Mutter Ingeborg und Foxterrier Tschibi



Vom Vater geerbt: Auf dieser Olivetti-Schreibmaschine tippte Wickert seine ersten Artikel.

erhebt er sich mitsamt moderner Antenne über 324 Meter. Dann setzte ich mich hin und schrieb auf, was am 20./21. Juli 1957 – da war ich gerade einmal 14 Jahre alt – unter dem Titel „Ulrich bestieg den Eiffelturm“ auf der Jugendseite der RNZ gedruckt erschien. Ich war stolz wie Bolle. In dem Artikel hatte ich leicht ironisch bemerkt, was heute noch stimmt, dass es auf dem ersten Stockwerk ein erstklassiges Restaurant gibt, „in dem die feinen Pariser essen, damit sie den Turm selber nicht mehr sehen müssen“. Unter dem Bericht war auch mein Foto vom Eiffelturm abgebildet. Für den Text bekam ich natürlich kein Geld, hatte es aber auch gar nicht erwartet. Doch eines Tages erhielt ich eine Honorarabrechnung für den Monat Juli 1957. Für ein Foto auf der Jugendseite sollte ich drei Mark bekommen. Aber wie käme ich an das Geld? Ganz unten auf der Honorarabrechnung stand, der Betrag werde „durch Giro oder Postscheck überwiesen“.

Zu einem erfolgreichen Autor gehört ein Konto. Das war mir jetzt klar, zumal ich auch angefangen hatte, für die im Bauer-Verlag erscheinende Jugendzeitschrift „Rasselbande“ zu schreiben. Von dort bekam ich sogar richtig viel Geld! Mal 20, mal 30 Mark für einen Artikel. Aber, was mich sehr verwunderte, für Fotos erheblich mehr. Dabei brauchte ich doch viel mehr Zeit für den Text als für ein schnell geschossenes Foto. Also ein Konto. Ich schrieb der Deutschen Bank in Heidelberg einen Brief, die mir auch postwendend antwortete: „In Ihrer Eigenschaft als Familienangehöriger eines deutschen Auslandsbeamten dürfte die Möglichkeit zur Errichtung eines solchen Kontos insofern gegeben sein, als die zuständige Landeszentralbank – wie wir hören – ihre Genehmigung in eigener Zuständigkeit zu erteilen pflegt.“ Und man übersandte mir den entsprechenden „Kontoeröffnungsantrag, den Sie unterschriftlich vollzogen uns wieder zurücksenden wollen“. Bald verfügte ich also über ein Konto.

Irgendwann hatte ich schließlich so viel Geld verdient, bestimmt ein paar hundert Mark, dass ich mir eine Erika-Schreibmaschine, einen Fotoapparat Marke Voigtländer und ein Heft „Wie lerne ich mit 10 Fingern Schreibmaschine schreiben“ kaufen konnte. Jeden Tag übte ich fleißig wie

Mein erster Artikel

ein Klavierspieler, bis ich nach einem Monat tatsächlich mit zehn Fingern tippen konnte, was mein Vater nie gelernt hat. Dafür konnte er Klavier spielen. Ich nicht.

Allerdings entsprachen meine Fotos nicht den Ansprüchen von Fritz Nötzoldt, der mir schrieb: „Es macht Freude, Deine Artikel über Paris auf der Jugendseite der RNZ zu bringen. Wenn einmal gute Fotos dabei wären, würde es mir noch mehr Freude machen.“ Dann schlug er vor, ich solle mich doch der „Fotobande“ anschließen, die die Jugendseite ab und zu belieferte. Dazu war ich auch bereit. Aber wie sollte ein Schüler aus Paris bei der „Fotobande“ aus Heidelberg mitmachen? Ich wurde sogar zum „Ehrenmitglied“ ernannt – traf die Bande aber nie.

Nun fühlte ich mich schon ziemlich wichtig, weshalb ich Fritz Nötzoldt um einen Presseausweis bat. „Selbst mir hat man keinen ausgestellt“, antwortete er „Man ist damit sehr zurückhaltend.“ War nicht schlimm!

In unregelmäßigen Abständen schrieb ich über Pariser Sehenswürdigkeiten, das Hôtel des Invalides und das Grab Napoleons, über den Flohmarkt, auch über aktuelle Erlebnisse. Und mit der Zeit bekam ich Leserzuschriften! Ein Hans-Jochen von R. aus Hannover hatte in meinem Artikel



Am Fenster des Hauses in Meudon: Wickert als Vierzehnjähriger

über den Flohmarkt vom Kauf eines Degens für fünf Mark gelesen und schrieb in runder Kindschrift und mit vielen klecksigen Verbesserungen: Er sei „ein leidenschaftlicher Sammler“ von Waffen, „ginge es da vielleicht, dass Du mir einen Säbel oder ein Schwert zu 5 DM besorgst?“ Ich habe ihm geantwortet, die Waffeneinfuhr nach Deutschland sei verboten, und es koste eh viel Zoll. Das bedauerte er und zog seine Bitte zurück.

Aus Heidelberg meldete sich die sechzehnjährige Karin G., die auf einer Postkarte, die 20 Pfennig Porto gekostet hatte, schrieb, sie gehe auf das Hölderlin-Gymnasium, liebe die französische Sprache und bitte mich, ihr eine gleichaltrige Brieffreundin aus Paris zu besorgen. Hat nicht geklappt, genau so wenig wie die Erfüllung einer anderen Bitte: Ein Brief kam im September 1969 aus Eberbach und begann mit den Worten „Lieber, junger Zeitungsfreund“. Mia S. schrieb mir, sie habe „bisher alle Ihre Berichte mit großem Interesse und viel Freude gelesen. Öfter nahm ich mir vor, Ihnen zu schreiben und Ihnen zu danken, da Sie mir als erwachsenem Menschen dadurch eine gute Unterhaltung geschenkt haben.“ Und dann schildert Mia S., dass sie als „Hausfrau, die noch im Beruf steht“, gern für drei bis vier Wochen nach Paris reisen würde, da sie vor 20 Jahren – das muss dann also vor dem Zweiten Weltkrieg gewesen sein – dort drei Monate gelebt hatte. Nun fragte sie, ob ich vielleicht jemanden kenne, der sie während eines Besuchs unterbringen könnte, sie würde dafür halbtags Kinder betreuen oder im Haushalt mitarbeiten. Da konnte ich nicht helfen.

Immerhin: Hier nahm mich, der ich inzwischen 16 Jahre alt war, eine erwachsene Person richtig ernst. Und Zeitungsmachen wurde mir zum Hobby. Inzwischen hatte ich die Leitung der Schülerzeitung „Murmures“ (Gemurmel) in meiner französischen Schule übernommen, später gab ich den „U-Topf“ heraus, Schülerzeitung im Internat Ursprungschule, wo ich mein Abitur machte. Ich war schließlich erfahren in journalistischen Dingen. Aber nie ist mir der Gedanke gekommen, ich würde einmal Journalist werden. Mein Vater machte mir in Paris doch vor, wie wunderbar das Leben eines Diplomaten sein könnte. ◀

JEFF KOONS IST UNERREICHT. ABER NICHT UNERREICHBAR

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 26 GALERIEN WELTWEIT.



LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin. Änderungen und Irrtümer vorbehalten.

Jeff Koons
Balloon Rabbit (violett)
je: Aufl. 999, handsigniert,
Porzellan mit Chrombeschichtung
29,2x13,9x21 cm | 13.890 €

Jeff Koons
Balloon Swan (magenta)
je: Aufl. 999, handsigniert,
Porzellan mit Chrombeschichtung
24,1 x 16,4 x 21 cm | 13.890 €

LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART · WIESBADEN

LUMAS⁷

THE LIBERATION OF ART

Und er dachte sich gerade, dies sei der schönste Mond, den er je gesehen habe, als er diesen Mann umfuhr.

Ayelet Gundar-Goshen: Löwen wecken

Ein Einstieg wie ein Knall. Und der Sog, den er entfaltet, lässt über 424 Seiten lang nicht nach. Ein israelischer Arzt überfährt nachts auf einer einsamen Straße einen eritreischen Flüchtling. Niemand hat es gesehen, und der Mann wird ohnehin sterben – warum also Familienleben und Karriere gefährden? Etan Grien fährt davon, ohne den Unfall zu melden. Doch dann steht plötzlich die Frau des Toten vor seiner Tür. Ayelet Gundar-Goshen manipuliert ihre Leser nicht, indem sie den Protagonisten vor dem Unfall zeigt, in einer Alltagsszene mit seinen Kindern oder am Operationstisch. Solche Szenen kommen später, und wenn Grien darin sympathisch wirkt, dann im Wissen um seine Schuld. Das macht „Löwen wecken“ zu einem starken Roman – vom ersten bis zum letzten Satz. *Leonie Feuerbach*

In M. ..., einer bedeutenden Stadt im oberen Italien, ließ die verwitwete Marquise von O. ..., eine Dame von vortrefflichem Ruf, und Mutter von mehreren wohlerzogenen Kindern, durch die Zeitungen bekannt machen: dass sie, ohne ihr Wissen, in andre Umstände gekommen sei, dass der Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde, sich melden solle; und dass sie, aus Familienrücksichten, entschlossen wäre, ihn zu heiraten.

Heinrich von Kleist: „Die Marquise von O. ...“ (Nach einer wahren Begebenheit, deren Schauplatz vom Norden nach dem Süden verlegt worden)

Nur einen Absatz weiter steht ein – Bindestrich anstelle der Untat des russischen Grafen F. ...: Als seine Truppen im Krieg die von ihrem Vater kommandierte Zitadelle eroberten und er selbst sie vor „dem letzten viehischen Mordknecht“ rettete, führt er sie an seinem Arm weg vom Geschehen und – vergeht sich an ihr, nachdem sie „völlig bewußtlos niedersank“. Die Ohnmacht der Marquise von O. ..., ihre Ahnungslosigkeit, die Liebe, die sie endlich für ihren Retter und Peiniger empfinden wird, sind bis heute ein Rätsel. Was wollte Kleist damit sagen? Die Weltliteratur verdankt dem genialischen Prosastück des 30 Jahre alten Dichters jene alle Schulweisheit düpierende Formel „um der gebrechlichen Einrichtung der Welt willen“. Nichts ist entschuldigt, ihm verziehen nur, weil es die Marquise von O. ... so will. *Rose-Maria Gropp*

Alle Bilder werden verschwinden.

Annie Ernaux: Die Jahre

Was ist das Besondere am ersten Satz? Na, klar, dass er am Anfang steht. Doch führt die besondere Stellung nicht zwingend zu Glanz. Viele Romananfänge sind schon auf Seite zwei vergessen, andererseits gibt es die Blockbuster erster Sätze, die ihre Werke überflügeln. Faulkner meinte, der erste Satz einer Geschichte müsse so sein, dass, wer immer ihn liest, auch den zweiten lesen will. Auf Annie Ernaux' Prosatext „Die Jahre“ trifft das zweifellos zu. „Alle Bilder werden verschwinden“, steht da. Man will wissen: Was meint sie mit „alle Bilder“? Was tritt an die Stelle der Bilder, wenn sie verschwunden sind? Und warum verschwinden sie überhaupt? Ein erster Satz, ein Paukenschlag. *Sandra Kegel*

WEITER IM TEXT

Manchmal will man ein Buch schon nach dem ersten Satz gar nicht mehr aus der Hand legen.

So ist es auch bei diesen zehn besonderen Roman-Einstiegen.

Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen.

Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Band 1

Sieben Wörter, die die Welt verändert haben. Mit ihnen fängt Marcel Prousts Romanzyklus „À la recherche du temps perdu“ an, das größte Werk der Literatur, mein Lieblingsbuch. Deshalb ist mir dieser Satz auch der liebste aller Anfänge. Es ist einer der knappsten Sätze in der „Recherche“, auch im französischen Original zählt er nur acht Wörter; schon der zweite hat 23, der darauf folgende sogar 80, und es wird über die Tausenden von Seiten viele geben, die noch länger sind. Proust selbst war sich unsicher über diesen Beginn; im Manuskript überschrieb er ihn mit „Während mancher Jahre las ich am Abend, kaum war ich zu Bett gegangen, ein paar Seiten in“, bevor er abbrach und doch wieder die ursprüngliche Version herstellte. So werden wir nie erfahren, worin der Erzähler der „Recherche“ gelesen hat. Ich aber lese wieder und wieder in diesem Buch, diesen Anfang. *Andreas Plathaus*

Nach der Unterredung mit meinem Schüler Gambetti, mit welchem ich mich am Neunundzwanzigsten auf dem Pincio getroffen habe, schreibt Murau, Franz-Josef, um die Mai-Termine für den Unterricht zu vereinbaren und von dessen hoher Intelligenz ich auch jetzt nach meiner Rückkehr aus Wolfsegg überrascht, ja in einer derart erfrischenden Weise begeistert gewesen bin, dass ich ganz gegen meine Gewohnheit, gleich durch die Via Condotti auf die Piazza Minerva zu gehen, auch in dem Gedanken, tatsächlich schon lange in Rom und nicht mehr in Österreich zuhause zu sein, in eine zunehmend heitere Stimmung versetzt, über die Flaminia und die Piazza del Popolo, den ganzen Corso entlang in meine Wohnung gegangen bin, erhielt ich gegen zwei Uhr mittag das Telegramm, in welchem mir der Tod meiner Eltern und meines Bruders Johannes mitgeteilt wurde.

Thomas Bernhard: Auslöschung

Es ist kein Zeitalter für lange Sätze, leider nicht. Es fehlt die Zeit, es fehlt die Gelegenheit, und es fehlt oft an den rechten Mitteln, denn lange Sätze ins Handy zu tippen macht nicht wirklich Spaß. Umso schöner, wenn man als Leser auf Sätze stößt, deren Autor sich Zeit gelassen hat, die Gedanken zu sortieren und sie in eingängiger Form, sorgfältiger Ordnung und fließendem Rhythmus auszubreiten. Wenige haben das so kunstvoll getan wie Thomas Bernhard, und wenigen folge ich deshalb so gerne durch Sätze, Stücke, Romane wie ihm. „Auslöschung“, die Niederschrift des Franz-Josef Murau, eine sprachgewaltige Auseinandersetzung mit seiner Herkunft, umfasst 650 Seiten – und ist deshalb eine wunderbare Möglichkeit, dem langen Atem dieser Sätze nachzuspüren. *Bernd Steinle*

Mein Vater war ein Kaufmann.

Adalbert Stifter: Der Nachsommer. Eine Erzählung

So simpel klingt das, und doch evoziert Stifter mit nur fünf Worten gleich eine ganze bürgerliche Welt in der Habsburgermonarchie. Der Kaufmann, von dem hier die Rede ist, hat sich aus einfachen Verhältnissen hochgearbeitet, besitzt ein Haus mit Garten und eine Kunstsammlung. Seinem Sohn, dem Ich-Erzähler Heinrich Drendorf, legt er keine Hürden in den Weg. Er soll Herzensbildung betreiben, herausfinden, welches der richtige Platz auf der Welt ist. Heinrich wird darin auch von seinem späteren Mentor angeleitet, dem Freiherrn von Risach, der sein Gut als ökologischen Musterbetrieb führt. Am Ende verquicken sich zwei Liebesgeschichten zu einem Bildungsroman, dessen sprachliche Kraft ihn zu den bleibenden Monumenten der Literatur des 19. Jahrhunderts gemacht hat. *Hannes Hintermeier*

Geh an einem Sommermorgen in Stockholm zum Kai am Strandväg hinunter und schau nach, ob dort ein kleiner weißer Schären dampfer mit dem Namen „Saltkrokan I“ liegt.

Astrid Lindgren: Ferien auf Saltkrokan

So viele fremde Wörter auf einmal, dachte ich als Kind, und alle mit diesem Klang, der „sommeriger“ nicht sein könnte. Das würde jedenfalls Pelle sagen, der auf Saltkrokan zuständig ist für erhabene Gefühle und schöne Sätze. Pelle hört die Bibelstelle „Nähme ich Flügel der Morgenröte, machte ich mir eine Wohnung zäußerst am Meer“ und ist berührt, vom Leuchten der Worte, vom Geheimnis dieser Welt. Es kommen noch viele wunderbare Sätze,

In einem Loch im Boden, da lebte ein Hobbit.

J. R. R. Tolkien: Der Hobbit

John R. R. Tolkien musste erst seine Eltern verlieren, im Ersten Weltkrieg kämpfen, seine Geliebte zurückgewinnen und schließlich Vater werden, um diesen Satz zu schreiben. Völlig richtig, denn in diesem Anfangssatz aus „Der Hobbit“ steckt im Grunde schon der dreibändige „Herr der Ringe“: Es ist dieses Loch, in das sich die Hobbits Bilbo und Frodo auf ihren gefährlichen Reisen immer wieder zurücksehnen, Ausdruck ihrer grundsoliden Existenz im Normalzustand – sie „leben“ darin. Alles, was ihnen begegnet, Drachen, Gold, Orks, Weltenbrände, all das wird mit dem „Loch im Boden“ verglichen. Dass dieser Vergleich meist nachteilig ausfällt, sagt viel über die Hobbits. Dass sie trotzdem Abenteuer bestehen, die niemand sonst hätte bestehen können, auch. *Tilman Spreckelsen*

Was ist das.

Thomas Mann: Buddenbrooks. Verfall einer Familie

Die ersten Sätze seines ersten Romans hatte Thomas Mann schon länger im Notizbuch stehen. Auf ihnen baut sein Schlüsselwerk auf. Die Worte beziehen sich auf den Katechismus, die kleine Antonie „Tony“ Buddenbrook soll daraus zitieren, gerät aber ins Stocken. Ihre Mutter hilft, und so kann das Kind den Artikel, wie er anno 1835, „neu revidiert herausgegeben war“, herunterschnurren. Nur mit wenigen Sätzen, die Konsulin spricht Plattdeutsch und Französisch, gelingt es dem für mich größten deutschen Dichter des 20. Jahrhunderts, seine Leser in den Bann zu schlagen und mit die Welt seiner Kindheit zu nehmen. Thomas Mann selbst war Teil des Bildungsbürgertums seiner Heimatstadt Lübeck. Tony, die kraftvollste Figur der Buddenbrooks, ist es auch, die wieder mit nur drei Worten den Roman beschließt, indem sie ihren Glauben an Gott in Frage stellt: „Es ist so!“ *Peter-Philipp Schmitt*

Es ist eine kleine weiße, ovale, teilbare Tablette.

Michel Houellebecq: Serotonin

Dieser erste Satz gefällt mir so gut, weil man zunächst rätseln muss. Was ist eine kleine weiße Tablette – vielleicht das Glück? Vorderhand lautet die Antwort für den Protagonisten: ja. Er hat das Glück in Tablettenform gefunden, weil in diesem depressiven Dandy so überhaupt erst wieder das Glückshormon Serotonin produziert werden kann. Aber es gibt da einen Haken: der Verlust jeglicher Libido. Das ist, wenn man die typischen Houellebecq-Figuren kennt, ziemlich witzig, und wenn man dann den Roman liest, in dem der Mann schließlich wieder erkennt, was eigentlich Liebe ist oder hätte sein können, sehr traurig. *Jan Wiele*

MICHAEL B. JORDAN JAMIE FOX UND BRIE LARSON

JUST MERCY

NACH EINER WAHREN BEGEBENHEIT

JEDE GENERATION HAT IHREN HELDEN.

„Just Mercy“, eine eindringliche und nachdenklich stimmende wahre Geschichte, begleitet den jungen Anwalt Bryan Stevenson (Michael B. Jordan) und seinen geschichtsträchtigen Kampf für Gerechtigkeit.

Einer seiner explosivsten Fälle ist der von Walter McMillian (Jamie Foxx), der 1987 für den Mord an einer 18-Jährigen zum Tode verurteilt wurde, obwohl die meisten Indizien seine Unschuld bewiesen.

In den folgenden Jahren verwickelt Bryans Kampf für Walter ihn in ein Labyrinth aus juristischen und politischen Manövern und konfrontiert ihn mit offenem, ungeniertem Rassismus ...

ANZEIGE

© 2020 Warner Bros. Ent. All Rights Reserved.



Vorsicht beim Gemüseschneiden: An den Fingerkuppen hängt bei Spitzenkletterern wie Jan Hojer sehr viel.

GOLDFINGER

Es geht aufwärts: Im Sommer wird der erste Olympiasieger im Sportklettern gekürt. Einer der Einsteiger ist Jan Hojer.

Von Bernd Steinle

ball/Softball. Die Premiere findet bei den Sommerspielen in Tokio im Juli/August statt. Und Jan Hojer wird dabei sein. Als Athlet, nicht als Zuschauer.

„Ich habe mir mit der Qualifikation einen Traum erfüllt“, sagt er. Als sich 2016 die Olympia-Perspektive eröffnete, musste er nicht lange überlegen, ob er es versuchen sollte – „besonders wenn das als Geschenk gegen Ende der Karriere kommt“, sagt Hojer, der am Sonntag 28 Jahre alt wird. Gerade einmal 20 Kletterer dürfen bei Olympia antreten, den Deutschen standen daher nur zwei Plätze zu. Den ersten sicherte sich im August 2019 der Erlanger Alexander Megos, für den zweiten musste Hojer beim Qualifikationswettkampf in Toulouse (Frankreich) im Dezember nicht nur unter den besten Sechs landen, sondern auch den Teamkollegen Yannick Flohé schlagen, der ebenfalls zur Weltspitze zählt. Hojer schaffte es. Aber: „Es war stressiger, als ich mir das erhofft hatte.“

Hojer war Europameister, Weltcupssieger, Weltmeisterschaftsdritter, und nicht viele wären überrascht, wenn er auch bei Olympia vorne dabei wäre. Die Medaillen werden nicht in den drei klassischen Kletterdisziplinen vergeben, dem Leadklettern (Vorstiegsklettern mit Seil), dem Bouldern (Klettern in Absprunghöhe) und dem Speedklettern (Klettern auf Zeit) – sondern in einer neu geschaffenen Kombinationswertung aus allen dreien. Als das bekannt

wurde, gingen viele Kletterer auf die Barrikaden. Grund war das Speedklettern, das auf einer fixen Standardroute ausgetragen wird. Stars wie der mehrmalige Weltmeister Adam Ondra aus Tschechien beklagten, Speedklettern sei nicht nur von den Bewegungsformen her monoton und repetitiv, es habe auch mit dem Geist des Klettersports, mit Individualität, Kreativität, dem Reiz, immer neue Herausforderungen zu meistern, wenig zu tun. Da könne man auch so schnell wie möglich eine Leiter hochsteigen.

Jan Hojer sieht das nicht viel anders. „Speedklettern ist eine Disziplin, die davor nur ein Bruchteil der Kletterer betrieben hat. Weniger als ein Prozent waren überhaupt mal auf der Speedroute unterwegs.“ Da stelle sich die Frage: „Was hat eine Nischensportart wie Speedklettern bei Olympia zu suchen?“ Das Problem war: Das IOC wollte im Klettern nur einen Medaillensatz vergeben. Diese Vorgabe erwies sich als unverrückbar, und deshalb sei der nun gefundene Kompromiss mit dem Olympic-Combined-Wettbewerb, so der Boulderspezialist Hojer, eben die beste aller schlechten Lösungen.

Auch Hojer blieb also nichts anderes übrig, als sich mit dem Speedklettern zu beschäftigen. Grundsätzlich sind beim Klettern vor allem Oberkörper- und Fingerkraft gefragt, Ausdauer und Koordination. „Speed ist die einzige Disziplin, bei der man wirklich auch die untere Körperhälfte braucht“, sagt Hojer. „Kletterer haben generell eher schwache Beine, beim Speedklettern aber geht es darum, ein guter Sprinter zu sein.“ Speedklettern sieht aus, als würde einer senkrecht die Wand hochrennen. Hojer trainierte Beinkraft und Schnelligkeit, kletterte immer wieder die Standardroute, um an der Technik zu feilen, aller Monotonie, aller Repetition zum Trotz. Und alles neben dem sonstigen Training. „Der Trainingsumfang ist in den vergangenen Jahren schon stark gestiegen.“ Immerhin gelang es ihm, auch dem Speedklettern einen gewissen Reiz abzugewinnen. Nicht zuletzt, weil er die Fortschritte Schwarz auf Weiß sah: Mit 6,45 Sekunden hält er in zwischen den deutschen Rekord im Speedklettern.

Wenn der Frust trotzdem überhand nahm, hatte Hojer einen Vorteil: Er hatte einen guten Draht zum Trainer – seine Pläne entwirft er größtenteils selbst. „Ich habe nie wirklich eins zu eins mit einem Trainer zusammen gearbeitet.“ Über die Jahre hätten sehr viele Trainer sein



Lieblingsdisziplin Bouldern: Für Bundestrainer Urs Stöcker ist Jan Hojer „physisch absolute Weltspitze“ – das hilft in vielen Lebenslagen.

Programm beeinflusst, doch über Trainingsblöcke und Wettkampfplan entscheidet er gern selbst. Weil er weiß, was für ihn am besten ist. „Ich finde es wichtig, flexibel zu sein, auf den Körper zu hören, zu erkennen, wie reagiert der Körper auf das Training, das ich gemacht habe.“

So hält er es seit Jahren, und diesen Freiraum will er sich auch vor Olympia bewahren – obwohl sich der Höhepunkt nicht nur durch mehr staatliche Fördergelder bemerkbar macht, sondern auch durch mehr Anfragen für eine engere Zusammenarbeit mit dem Verband, dem Deutschen Alpenverein. Doch Hojer ist seine Freiheit wichtig, und das Klettern ist ein Sport, der ihm diese Freiheit lässt: weil viele Wege an die Spitze führen, weil Klettern nicht an eine Mannschaft gebunden ist oder an einen festen Trainingsstützpunkt. Bundestrainer Urs Stöcker und sein Team sehen sich eher in einer Art Beraterrolle. „Jan ist ein sehr selbständiger, reflektierter und zielstrebigere Athlet“, sagt Stöcker. „Er weiß aufgrund seiner Erfahrung oft intuitiv, was für ihn richtig oder falsch ist.“

In Megos und Hojer haben sich zwei Athleten für Tokio qualifiziert, die seit langem sehr eigenständig arbeiten. Auch wenn der Verband bei ihrer sportlichen Entwicklung eine wichtige Rolle gespielt habe, wie Hojer sagt. „Ohne den Verband wären wir nicht da, wo wir jetzt sind.“ Megos und Hojer sind auch die einzigen Profi-Sportkletterer in Deutschland. Hojer lebt seit 2013 von seinem Sport, dank Preisgeldern und Sponsorenverträgen. Und das nicht schlecht, wie er sagt, „zumindest wenn man in den Weltcups ganz vorne dabei ist“. Anfangs habe kaum einer glauben wollen, dass Klettern ein Beruf sein könne, aber spätestens durch Olympia und dessen Breitenwirkung hat sich das erledigt. Unternehmen, die sonst kaum auf den Sport aufmerksam geworden wären, entdeckten das moderne, jugendliche Image des Kletterns. Hojer hat zuletzt ein Kreditinstitut und eine Großbrauerei als Sponsoren dazugewonnen: „In den vergangenen Jahren hat sich das sehr positiv entwickelt.“

Die Frage ist jetzt: Werden die Olympischen Spiele, werden die Fördergelder, die Sponsorenhilfen, die mediale Aufmerksamkeit und der Einfluss der Funktionäre, wird all das den Klettersport verändern? Hojer sagt, der Boom des Kletterns habe sich unabhängig von Olympia entwickelt, daher glaubt er: „Er wird sich vielleicht noch ver-

stärken, aber ich denke nicht, dass dadurch das Klettern in eine falsche Richtung gedrängt wird.“ Viele hätten anfangs eher befürchtet, dass die vielen Hallenkletterer hinaus an den Fels drängen und die Klettergebiete überrennen würden. „Aber das war nicht der Fall. Es sind zwei Nischen, die sich unabhängig voneinander entwickeln. Und wenn durch Olympia mehr Leute in die Hallen kommen, sehe ich nicht, wem das genau schadet.“

Die nächste Frage ist: Wie wird sich die Aussicht, erster Kletter-Olympiasieger zu werden, auf die enge Gemeinschaft der Kletterer auswirken? In Wettkämpfen diskutieren die Athleten oft bei der Besichtigung zusammen über die Routen, vergleichen Eindrücke und Lösungswege, wie die vertrackten Griff- und Trittsfolgen bewältigt werden könnten. Hojer ist überzeugt, dass sich das durch Olympia nicht ändern wird – höchstens bei Olympia. „Viele Kletterer kennen sich sehr gut, waren schon gemeinsam auf

Reisen, beim Felsklettern in aller Welt. Man steht da mit Freunden auf der Matte, das sind Dinge, die unabhängig von der Größe des Wettkampfs eine Rolle spielen.“

So hat er das selbst erlebt. Das Hin und Her zwischen Halle und Fels, der Wechsel zwischen dem Wettkampf, in dem vor Tausenden Zuschauern auf den Punkt körperliche Höchstleistung gefragt ist, und den Reisen in die schönsten Klettergebiete der Welt, um die eigenen Grenzen Schritt für Schritt nach oben zu verschieben – das macht für ihn das Klettern aus. Nach Olympia wird er wohl bis Jahresende am Fels unterwegs sein, wo er auch schon extrem schwierige Routen durchstiegen hat.

Eigentlich aber ist Hojer, geboren in Frechen bei Köln, ein Kind der Halle. Er kam mit elf zum Klettern, weil seine Schwester ein Schulprojekt dazu machte, Hilfe beim Sichern brauchte und den Bruder erfolgreich überredete. Seitdem ist er nicht mehr davon losgekommen. „Die Halle war nah an meiner Schule, ich bin so gut wie jeden Tag direkt von der Schule in die Kletterhalle.“ Anfangs war er Lead-Kletterer, dann konzentrierte er sich auf das Bouldern, nun hat er sich im Speedklettern verbessert – ein idealer Werdegang für den Kombinationswettbewerb, in dem alle drei Disziplinen an einem Tag absolviert werden.

Hojer hat bald 100 Weltcup-Wettkämpfe hinter sich, er weiß, was zu tun ist, wenn es in einer Disziplin nicht läuft, wie er mit Stress und Adrenalin umzugehen hat, wie er die Konzentration den ganzen Tag über aufrechterhält und nicht abhebt, wenn alles von alleine zu gehen scheint. „Ich habe das Gefühl, dass ich unter Druck meine beste Leistung zeigen kann.“ Das sieht nicht nur er so, auch Bundestrainer Urs Stöcker attestiert ihm mentale Stärke und „ein sehr gesundes Selbstvertrauen“. Seinen Rekord im Speedklettern stellte Hojer in Toulouse auf, als es für ihn in Sachen Olympia um alles oder nichts ging.

Gute Vorzeichen also für Tokio. „Schwer vorzusagen, was drin ist“, sagt Hojer. Seine stärkste Disziplin, das Bouldern, ist auch die unberechenbarste, alles hängt davon ab, welche Züge, Sprünge, Bewegungen verlangt werden, wer das Puzzle aus Kraft, Koordination und Kreativität am schnellsten zusammensetzt. Die Vorfreude jedenfalls ist groß. 8400 Zuschauer fasst die Arena in Tokio, es wird ein Kletterfest werden. Und eines steht fest: „Wenn’s gut läuft“, sagt Jan Hojer, „klettere ich um eine Medaille.“



Wandsportart: Im Speedklettern ist Hojer (rechts) aufgestiegen.



Seit 1956 verlassen: Das Krankenhaus von Kolmannskuppe war einst das modernste auf dem Kontinent.

Wo einst das erste Röntgengerät des gesamten Kontinents stand, liegt heute kniehoch feiner Wüstensand. Er dringt durch jede Ritze, hat auch Fenster und Türen eingedrückt, so dass er fast ungehindert in das ehemalige Krankenhaus gelangen kann. Einigen anderen Gebäuden, etwa dem Haus des Lehrers und des Architekten, haben der Sand und auch der Wind so stark zugesetzt, dass sie nicht einmal mehr betreten werden dürfen. Die einst reichste Stadt Afrikas, die mitten im Nirgendwo liegt, scheint dem Untergang geweiht zu sein.

„Willkommen in Kolmannskuppe“, sagt Gisela Schmidt zur Begrüßung. Die resolute Rentnerin führt seit vielen Jahren Touristen durch die ehemalige deutsche Siedlung, die im sogenannten Sperrgebiet unweit der namibischen Küste liegt. Sie kennt die Gefahren, denen die Besucher ausgesetzt sind. „Ich sehe Sandalen“, sagt sie zu Beginn ihrer einstündigen Tour mit leicht vorwurfsvollem Unterton. „Achten

SAND IN SICHT

Kolmannskuppe war einst die reichste Stadt Afrikas. Heute scheint die frühere deutsche Siedlung in Namibia dem Untergang geweiht.

Von Peter-Philipp Schmitt
Fotos Norbert Franchini

Sie darauf, wohin Sie treten. In den Häusern gibt es Schlangen und Skorpione.“

Bevor es in die einst prachtvollen Villen geht, führt sie ihre Reisegruppe in die ehemalige Kegelbahn. Sie ist fast unversehrt erhalten geblieben. „Tür zu“, ruft Gisela Schmidt. „Sonst kommt der Sand mit rein.“ Die Wände sind blau gestrichen, an der Decke hängen Jugendstilleuchter, in einem Schrank liegen noch Kegel und Kugeln. Nur die hölzerne Bahn ist etwas uneben geworden. Gespielt hat hier schon lange niemand mehr. Neben dem Schrank hängt noch ein gerahmtes Bild, mit dem sich der Kegelclub „Gut Holz“ verewigt hat – am 4. Juni 1927.

Kolmannskuppe war bis Ende der fünfziger Jahre bewohnt, und das überwiegend von Deutschen. Auch Gisela Schmidts Wurzeln sind unverkennbar, auch wenn sie erst nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurde und nicht in der deutschen Kolonie Deutsch-Südwestafrika, die offiziell von 1884 bis 1915 bestand. Gisela, wie sie genannt werden möchte, wohnt gut zehn

Kilometer entfernt von Kolmannskuppe in Lüderitz. Die Hafenstadt ist nach Adolf Lüderitz benannt. Der Bremer Tabakhändler hatte dort 1884 die deutsche Flagge gehisst, nachdem er weite Landstriche aufgekauft und ein „Schutzgebiet“ geschaffen hatte, aus dem Deutsch-Südwestafrika werden sollte. Die Kolonie des Kaiserreichs war immerhin gut doppelt so groß wie das heutige Deutschland, und sie zog viele deutsche Siedler an. Noch heute tragen die Straßen in Lüderitz Namen wie Nachtigall, Bülow, Vogelsang, Bismarck und Stauch.

Ein Foto von August Stauch hat einen Ehrenplatz im Museum von Kolmannskuppe. Ihn verschlug es aus dem thüringischen Ort Ettenhausen an der Suhl, wo er 1878 geboren wurde, nach Deutsch-Südwestafrika. Er wanderte 1907 nach Lüderitz aus und wurde bei der Eisenbahn angestellt. Die 140 Kilometer lange Strecke zwischen Lüderitz und Aus im Landesinneren war 1906 fertiggestellt worden und sollte weiter bis Seeheim und zum Knotenpunkt Keetmanshoop führen: Von dort

ging es in den Norden bis nach Windhuk und gen Westen nach Swakopmund. Stauch war als Bahnmeister mit seinen einheimischen Angestellten dafür verantwortlich, in der unwirtlichen Wüste einen Zehn-Kilometer-Abschnitt von Flugsand freizuhalten. Noch heute wird beinahe täg-

lich so viel Sand auf die Gleise geweht, dass für die Züge von und nach Lüderitz kein Durchkommen ist.

Anfang April 1908 änderte sich auf einen Schlag das Leben von August Stauch. Einer seiner Männer, Zacharias Lewala, fand einen glitzernden Stein unweit eines

Hügels, der schon damals Kolmannskuppe genannt wurde. Dort war ein paar Jahre zuvor ein gewisser Johnny Coleman mit seinem Ochsenkarren im Sand stecken geblieben. Coleman konnte gerettet werden, sein Karren aber war noch lange von weitem zu sehen. Die Deutschen in Lüderitz machten aus dem Coleman's Head die Kolmannskuppe. Der Stein, den Lewala dort entdeckte und seinem Vorgesetzten überließ, war ein Diamant.

Stauch vergeudete keine Zeit, kündigte seine Stelle und kaufte bislang wertlose Grundstücke bei Kolmannskuppe auf. Sechs Wochen später hatte er schon einige hundert meist kleine Diamanten von vier bis fünf Karat beisammen. Und er war nicht der einzige, der im Diamantenrausch nach den Edelsteinen suchte: Fotos aus der Zeit zeigen Dutzende Lüderitzer, die in langen Reihen und auf Knien durch den Sand robbten. Für Stauch allein arbeiteten Ende 1908 mehr als 70 Personen.

Auch der deutsche Kaiser war wenige Wochen nach den ersten Diamanten-



Dem Verfall preisgegeben: Blick auf die Villa des Architekten



Einsturzgefährdet: Das Krankenhaus darf man nur auf eigene Gefahr betreten.

SAND IN SICHT

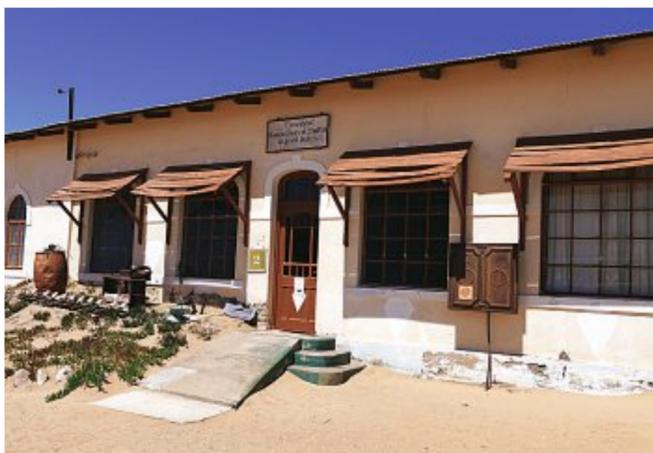
Glücksritter: August Stauch gilt als Entdecker der Diamantenvorkommen bei Lüderitz.



funden davon unterrichtet worden, dass seine bislang wenig ergiebige Kolonie reich an zumindest einem Bodenschatz war. Der Staatssekretär seines Reichskolonialamts, Bernhard Dernburg, und der spätere Reichsaußenminister Walther Rathenau hatten im Juli Lüderitz und die Diamantenfelder besucht und Wilhelm II. Steine aus Deutsch-Südwestafrika mitgebracht. Unverzüglich wurde am 22. September 1908 ein Gesetz erlassen, das eine riesige Fläche zum „Sperrgebiet“ erklärte. Es erstreckt sich bis heute entlang der Küste und genau 100 Kilometer ins Landesinnere, insgesamt ist es gut 26.000 Quadratkilometer groß.

Nur wer schon eine Lizenz hatte, durfte damals weiter auf eigene Rechnung suchen. Alle anderen Diamanten gehörten offiziell der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika. An einigen Stellen, etwa bei Pomona 150 Kilometer südlich von Lüderitz, lagen die Edelsteine „wie reife Pflaumen unter einem Pflaumenbaum“, wie Stauch sich erinnerte. Man musste sie nur aufheben. Bis zum Ersten Weltkrieg lag die Ausbeute in Deutsch-Südwestafrika bei fast fünf Millionen Karat, was einer Tonne Diamanten entspricht.

Bis dahin war auf der Kolmannskuppe eine kleine Stadt entstanden. Die Baracken wurden von 1910 an durch herrschaftliche Villen ersetzt. Noch heute lässt sich die einstige Pracht erahnen. Der Rundgang mit Gisela Schmidt führt auch in ein Haus, das restauriert und originalgetreu möbliert wurde, mit Möbelstücken, die von den Bewohnern einst zurückgelassen wurden. In der Küche steht noch der Kühlschrank, der mit Eisblöcken bestückt wurde, die in einer eigenen Eisfabrik hergestellt wurden. „Es gab ein Elektrizitätswerk, ein Salz-



Fast wie vor 100 Jahren: Der Kolonialwarenladen hat sich bis heute erhalten.



Die prächtigste Villa: In dem Haus wohnte einst der Betriebsleiter Leonhard Kollé.

wasser-Schwimmbad, ein Theater und eine Turnhalle, eine Poststelle und sogar eine Schmalspurbahn“, erzählt Gisela Schmidt. „Die fuhr durch Kolmannskuppe und transportierte nicht nur Güter. Sie holte



Türen! Der Sand dringt überall ein.

auch die feinen Damen in ihren langen Kleidern vor der Haustür zum Einkauf beim Metzger oder im Kolonialwarenladen ab und brachte sie wieder nach Hause.“

Die prächtigste Villa gehörte natürlich dem Betriebsleiter der Diamantengesellschaft, Leonhard Kollé. Von seinem Balkon aus konnte er an klaren Tagen sogar das Meer sehen. Kollé hatte einen großen Empfangsraum, ein Kaminzimmer und im oberen Stockwerk ein Terrazzo-Bad, in dem noch heute die Wanne steht. Das Wasser musste anfangs aus dem 1200 Kilometer entfernten Kapstadt per Schiff über Lüderitz nach Kolmannskuppe gebracht werden. Später wurden Entsalzungsanlagen gebaut, das Meerwasser wurde über Fernleitungen in die Stadt befördert.

Am luxuriösen Lebensstil der 350 Kolmannskupper änderte sich auch nach dem Ersten Weltkrieg zunächst nichts, als die ehemalige deutsche Kolonie unter die Verwaltung der Südafrikanischen Union gestellt wurde. Erst nachdem Ende der zwanziger Jahre die Diamantenvorkommen erschöpft waren, zogen immer mehr Bewohner fort, um ihr Glück an anderen Orten zu suchen. 1956 schließlich wurde auch das Krankenhaus geschlossen, und Kolmannskuppe wurde endgültig zu einer Geisterstadt im Sperrgebiet.

In den Dünen kann man heute noch Diamanten finden. Darum auch kam das Röntgengerät, das angeblich sogar erste der gesamten Südhälfte, schon damals nicht nur bei Knochenbrüchen zum Einsatz: Mit ihm wurden auch die Mägen der Diamantensucher durchleuchtet. Einige von ihnen versuchten immer wieder, die Edelsteine aus der Stadt zu schmuggeln, indem sie diese hinunterschluckten. ◀



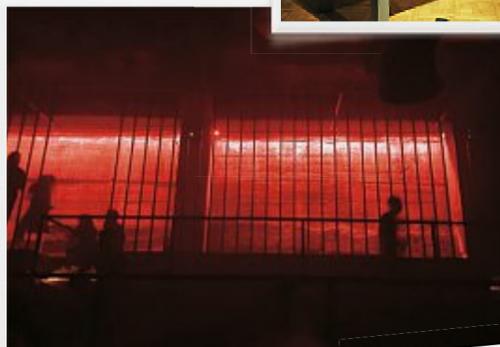
Im Hotel Stamba, einem ehemaligen Verlags- und Industrie-Stil, kann man im verwunschenen Innenhof hervorragend Kaffee trinken. Der Shop Chaos führt ausgewählte Modelabels.



Wer Tiflis aus der Vogelperspektive erleben möchte, der fährt einfach mit einer der Seilbahnen. Von oben hat man eine phantastische Sicht auf die im Tal liegende Stadt. Am Horizont erblickt man noch die Wohnblöcke aus Sowjetzeiten.

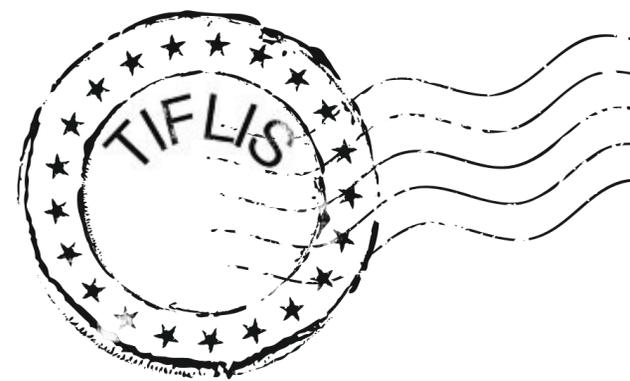


Ja, hier ist man richtig. Einfach eintreten in die pompöse Villa und hoch in den zweiten Stock. Hier ist die Boutique Buyers, der wahrscheinlich am besten kuratierte Concept Store von Georgien.



„Rave-olution“: Die georgische Technoszene lebt im Bassiani einen freien Lebensstil exzessiv aus. Einige sagen sogar, der Club habe die Stimmung in der ganzen Stadt verändert.

Grüße aus



Der Puls der georgischen Hauptstadt schlägt laut und schnell.

Von Julika Reese



Von den Wänden der Gründerzeithäuser in der Altstadt bröckelt teils der Stuck. Das macht den morbiden Charme der Gassen aus, die wie Filmkulissen wirken.



Georgien hat viele besondere Gerichte zu bieten. Unbedingt probieren sollte man Chinkali (gekochte Teigtaschen) und Auberginen, gefüllt mit Walnusspaste.



Im „Café Littera“ kann man sich nicht nur an dem wunderschön verträumten Garten erfreuen, sondern auch am Essen, das vom Gault-Millau zum besten der Stadt gekürt wurde. Hier hat Fusion Tradition, bekannte Landesgerichte verschmelzen mit neuen Einflüssen.



Neuer Anfang, neuer Zauber: Die Gründer Stefanie Harig und Marc Alexander Ullrich, hier in ihrer Galerie in den Hackeschen Höfen in Berlin, wollen Lumas weiterentwickeln.

Gründergeschichten sind oft schnell erzählt. Jemand hat eine mehr oder weniger revolutionäre Geschäftsidee und steckt all seine Energie und sein Erspartes hinein. Wenn aus der Idee ein halbwegs erfolgreiches Start-up geworden ist, gibt er einen Teil des Unternehmens an einen Finanzinvestor ab und bekommt dafür im Gegenzug mehr Kapital. Irgendwann ist das Unternehmen so groß und so wertvoll, dass die Gründer ganz verkaufen und etwas Neues anfangen. Normalerweise ist die Geschichte an diesem Punkt zu Ende. Bei Lumas fängt sie da gerade erst an.

Im Jahr 2004 gründeten Stefanie Harig und Marc Alexander Ullrich in Berlin ihre Galeriekette. Lumas verkauft Bilder von bekannten oder aufstrebenden Fotografen, in limitierter Auflage und mit aufwendiger Technik hinter Acrylglas in Szene gesetzt. Die Preise beginnen bei 80 Euro, die meisten Werke kosten zwischen 750 und 2000 Euro. Kunst demokratisieren, so nennen das die Gründer.

Mit ihrem Konzept trafen sie einen Nerv, der Umsatz wuchs schnell. Auch das Interesse von Investoren ließ nicht lange auf sich warten. Zuerst verkauften Harig und Ullrich nur einen kleinen Anteil, später die Mehrheit an ihrem Unternehmen. Im vergangenen Jahr wollten sie ganz aussteigen. Aber dann kam „die Volte“, wie Ullrich es nennt. Heute ist Lumas wieder da, wo alles angefangen hat: in den Händen der zwei Gründer.

Zurück auf Los – an diesen Gedanken mussten sich Harig und Ullrich, die auch privat ein Paar und Eltern zweier Töchter sind, erst mal gewöhnen. Nachdem im Jahr 2013 die Beteiligungsgesellschaft EQT die Mehrheit an Lumas übernommen hatte, hatten sich die beiden nach einer Übergangszeit aus dem Tagesgeschäft zurückgezogen. Sie nutzten die Gelegenheit, um sich einen Lebensraum zu erfüllen. Zwei Jahre lang reisten sie mit ihren Töchtern um die Welt. Afrika, Naher Osten, Asien, Neuseeland, die Antarktis, Südamerika, Nordamerika: Wenn sie von den Stationen der Tour erzählen, leuchten ihre Augen. „Eine absolute Freiheit wie nach dem Abi“ sei die Zeit gewesen, schwärmt Harig. „Es war gut, dass wir abgehauen sind“, ergänzt ihr Mann. Die Frage, ob sie ihre Schreibtische im Unternehmen behalten wollten, hatten die beiden zuvor mit Nein beantwortet.

Nach ihrer Rückkehr im Herbst 2018 sah es zunächst nicht so aus, als würde es sie wieder dorthin verschlagen. Während der Reise war die Idee für ein neues Start-up entstanden. Ein Modeunternehmen, das zeitlose Stücke in hochwertiger Qualität und mit hohen Arbeits- und Umweltstandards produziert. Ausschließlich „on demand“, wie Harig sagt, damit am Ende nichts im Müll landet. An dem Plan änderte sich auch nichts, als EQT ankündigte, seine Anteile verkaufen zu wollen, wie es die meisten Finanzinvestoren nach einigen Jahren tun. Im Gegenteil: Harig und Ullrich beschlossen, dass auch sie sich dann von ihren restlichen Anteilen trennen würden.

Es kam anders. Mit dem Fotohändler Cewe fand sich zwar schnell ein Interessent, aber der wollte nur einen Teil des Unternehmens haben: den Ableger White Wall, bei dem Hobbyfotografen ihre eigenen Werke in Lumas-Qualität hinter Acrylglas bringen lassen können. Was einst ein kleines Beiboot war, hatte sich im Lauf der Jahre zur tragenden Säule des Geschäfts entwickelt. Zuletzt erwirtschaftete White Wall weit mehr Umsatz als die Lumas-Galerien mit den ausgewählten Fotografien, über die ein Kuratorium entscheidet. Doch was sollte dann aus Lumas werden? Eine Woche lang zerbrachen sie sich den Kopf. Dann fiel die Entscheidung für den Rückkauf. „Wir haben Lumas ja immer geliebt“, sagt Harig.

Wie viel sie sich das Unterfangen haben kosten lassen, darüber schweigen Harig und Ullrich. Bekannt ist nur,

Zurück auf Los

Vor einem Jahr haben die Gründer der Galerie Lumas wieder übernommen.

Von Julia Löhr
Foto Andreas Pein

dass Cewe für den White-Wall-Anteil rund 30 Millionen Euro gezahlt hat. Die Gründer betonen, dass sie den Rückkauf ohne Kredite stemmen konnten. Schwieriger als der finanzielle Aspekt war der emotionale. Kann man wieder Chef eines Unternehmens werden, von dem man sich innerlich getrennt hat? Doch die Sorgen erwiesen sich als unbegründet. „Ich habe mich gleich wieder zu Hause gefühlt“, sagt Ullrich über den 25. Februar 2019, den ersten Arbeitstag an alter Wirkungsstätte. Seine alten Bilder hingen noch an der Wand: der kubanische Straßenzug mit dem roten Auto, den Robert Polidori fotografiert hat, und eines der Blumen-Kunstwerke von Isabelle Menin.

Auch für Stefanie Harig war die Rückkehr einfacher als gedacht – „wie wenn man nach fünf Jahren wieder mit seinem Partner zusammenkommt“. Die Reaktionen der Belegschaft waren geteilt. Diejenigen, die schon in der Anfangszeit dabei waren, freuten sich, die später Hinzustoßen waren skeptisch, welche Eigenheiten die neuen alten Chefs zeigen würden. „Wir hatten viele Fragen“, erinnert sich Harig. „Wir wussten ja nicht, wie die Prozesse funktionierten.“ Ergründeten sie früher in Telefonaten mit einzelnen Galeristen, was gut lief und was nicht, genügt heute ein Blick in den Computer. Die Finanzinvestoren haben eine ausgeklügelte Zahlenanalyse eingeführt. Über andere Neuerungen waren Harig und Ullrich weniger glücklich. „Wenn wir einen neuen Vorschlag gemacht haben, hieß es oft: Da müssen wir erst die Rechtsabteilung fragen“, sagt Harig. Jetzt, wo kein fremdes Kapital mehr im Unternehmen steckt, ist die Risikobereitschaft wieder größer.

Harig und Ullrich sind nicht zurückgekehrt, um den Status Quo zu verwalten, so viel ist klar. 23 Millionen Euro Umsatz hat Lumas im vergangenen Jahr erwirtschaftet. 27 Galerien gibt es aktuell, davon vier auf Kreuzfahrtschiffen von TUI. Geht es nach den Gründern, soll der Umsatz jedes Jahr um 20 Prozent wachsen. Die beiden sind keine Galeristen im klassischen Sinne, sie verstehen sich in erster Linie als Kaufleute. Vor der Gründung von Lumas arbeitete Ullrich als Unternehmensberater in New York. Harig hatte nach dem Studium eine PR-Agentur gegründet, diese aber für das New-York-Abenteuer verkauft. Weil sie keine Arbeitslaubnis in den Vereinigten Staaten bekam, richtete sie die Wohnungen von Freunden ein, die Ikea hinter sich lassen, aber auch kein Vermögen ausgeben wollten. Während Harig keine Probleme hatte, schöne Möbel im mittleren Preissegment zu finden, tat sie sich bei den Bildern schwer. So entstand die Idee für Lumas.

Angesichts dieser Vorgeschichte verwundert es nicht, wie die Gründer Lumas jetzt weiterentwickeln wollen: mehr in Richtung Interior. Mitte des Jahres sollen bronzefarbene Skulpturen aus dem 3D-Drucker das Angebot ergänzen. „Vor fünf Jahren war die Technik noch nicht so weit“, sagt Ullrich, jetzt seien die Preise gesunken und größere Stückzahlen möglich. Auch Möbel wie Stühle und Leuchten sollen die Produktpalette erweitern. Schon bestellt sind die „Infinity Mirrors“, vor denen der Betrachter denkt, in einen neonfarbenen Tunnel zu blicken. Kosten: 5000 Euro aufwärts. Für Kunden, die weniger Geld ausgeben wollen, steht im Eingangsbereich der Lumas-Galerien ein Tisch mit Kleinigkeiten wie Notizbüchern bereit.

Dieses Jahr wollen sich die Unternehmer noch „mit voller Pace“ – die Sprache der Unternehmensberater beherrscht Ullrich weiter – Lumas widmen. Dann wollen sie das Tagesgeschäft zwei Geschäftsführern übergeben und sich auf die strategischen Belange konzentrieren. „Wir könnten dann auch wieder mehr reisen“, wirft Harig ein und schaut ihren Mann auf eine Art an, die man getrost als fordernd interpretieren kann. Ullrich sinniert lieber darüber nach, dass er wohl auch im Rentenalter noch Unternehmen gründen wird. Gut möglich, dass der Rückkauf von Lumas nicht der letzte Neuanfang der beiden ist. ◀



Julia Malik, Tutia Schaad (Atelier Chardon Savard)



Melanie Willich, Marc Freyberg (Brax)



Sabine Spieler, Grit Seymour (HTW)



Moritz Vierboom, Helmut Fricke (F.A.Z.)



Mario Eimuth, Barbara Becker



Aylin Güler (F.A.Z.), Rola Hinterbichler (Rola Blades)



Iris Sutter (P&C), Thomas Hayo, Susanne Dworak (P&C)



Karl Lagerfeld, Catharina Mende, Mira von der Osten (Cruba)



Petra Penzinger, Nicole Schostak (F.A.Z.), Barbara Gruber (Grüne Erde)



Aleksandra Jagdfeld (Aleksandra Viktor), Staatsministerin Dorothee Bär (CSU), Eva Gronbach (German Fashion Designers Federation)



Christiane Arp (Vogue), Renate Künast (Die Grünen)



Josephine Ortieb (SPD), Michelle Müntefering (SPD)

ABENDS IM ATRIUM

Zum F.A.Z.-Modeempfang anlässlich der Berliner Modewoche kamen mehr als 400 Gäste. Im Hauptstadthaus dieser Zeitung sahen sie Bilder von Helmut Fricke.

Fotos Jens Gyarmaty und Daniel Pilar



Marie-Louise Berg (FCG), Julia Freitag (Styleproofed)



Mandie Bienek (FCG), Olaf Schmidt (Messe Frankfurt)



Till Buchner (OMD Berlin), Sindy Hübsch



Esther Perbandt, Michael Sontag



Katharina Hönes (Wala), Ala Zander (Stilart PR)



Petra de Castro, Renate Siebenhaar



Andrea Schoeller, Alexandra von Rehlingen



Antonia Goy, Björn Kubeja (Working Title)



Ronny Schuster, Britt Baudach, Christian Witt (Breuninger)



Jörg Ehrlich (Odech), Alfons Kaiser (F.A.Z.), Otto Dröglser (Odech)



Nicole Weber, Kristina Falke (Falke), Carolin Henk (Chanel)



Marianne Basaric, Luiza Philipp (Press Factory)



Sue Giers (Sosue), Susann Atwell



Marianne Radel (Swatch), Claudia Wellendorff



Alexandra Link (Burda), Nadine Eger (Oui)



April von Stauffenberg (After March), Antje Schall



David Rusch, Olivera Mrozek (Lautsprecher Teufel)



IRIS VON ARNIM

IRISVONARNIM.COM



1. Mai 1899: Der elektrisch betriebene Wagen La Jamais Contente und sein Konstrukteur und Fahrer Camille Jenatzy werden für ihren Geschwindigkeitsrekord von 105,882 Kilometern pro Stunde gefeiert.

JAHRHUNDERTFRAGE

Schon um 1912 wurden Elektroautos produziert. Sind sie der Weg in die Zukunft? Von Holger Appel

Den Start des Elektroautos werden die meisten wohl auf die Zeit um das Jahr 2012 datieren. Da kam das Tesla Model S auf den Markt, ein Jahr später der BMW i3. Tatsächlich aber liegen die Anfänge 100 Jahre weiter zurück. Um 1912 schon wurden in den Industrienationen Elektroautos hergestellt, in den Vereinigten Staaten fuhrten Tausende, und das Rennen war offen, ob sich nun die Elektromaschine oder der Benzinmotor durchsetzen würde. Letzterer stank, rattlelte und musste umständlich mit einer Handkurbel angeworfen werden, erwies sich mithin als unpraktischer.

Halsbrecherisch anmutende Rekordwagen wie der elektrische Einsitzer La Jamais Contente in Paris hatten schon zuvor auch der Alten Welt gezeigt, welche Technik überlegen ist. Oder überlegen zu sein schien. Im Taxigewerbe kam um 1900 der Mercedes Electrique mit Nebenmotor, 90 Kilometern Reichweite und 30 Kilometer pro Stunde Höchstgeschwindigkeit zum Einsatz.

Weitere Fahr- und Entwicklungsversuche aus jener Zeit sind überliefert, zu den berühmtesten zählt der Lohner-Porsche von Ferdinand Porsche, der zur Weltausstellung in Paris 1900 die Öffentlichkeit verblüffte. Einzelne Kritiker merkten an, die Batterien gewährten trotz großem Umfang und Gewicht nur geringe Reichweiten – das galt damals wie heute, wenn auch auf anderem technischen Niveau. Dann wurde der Anlaser erfunden, Benzin gab es nicht mehr nur in der Apotheke, der Verbrennungsmotor wurde besser und spielte seine praktischen Vorteile aus. Und es war Schluss mit dem Elektrozeitalter auf der Straße.

Nun also wird ein zweiter Anlauf genommen, getrieben von Klimazielen, die sich am Ausstoß von CO₂ orientieren. Die Grenzen werden politisch immer enger gezogen. Europa hat die schärfsten Werte der Welt vorgegeben, dem Elektroauto wird der Weg bereitet. Die Industrie folgt eher widerwillig mit ihrem Angebot, viele Ingenieure halten einen technologie-offenen Ansatz für sinnvoller und verstehen nicht, warum der verbrauchsarme Diesel verteuft wird. Sie wünschen sich eine sanftere Anpassung, die sich an den Realitäten in den Entwicklungsabteilungen orientiert. Doch dieser Wunsch dürfte politisch und gesellschaftlich ungehört bleiben.

Dabei sind die Fragen und Unwägbarkeiten so aktuell wie vor 100 Jahren. Weil die bisherige Bilanz ein Dokument des Scheiterns ist, soll die steuerliche Unterstützung noch großzügiger ausfallen. Die staatlich gewährten Prämien zum Kauf sowie die steuerliche Anrechenbarkeit von elektrischen oder teilelektrischen (Plug-in-Hybrid-)Dienstwagen werden ausgeweitet. Gerade 220.000 Elektroautos sind auf den Straßen, das ist weit entfernt von dem Ziel, das die Bundesregierung ausgegeben hat.

Die Menschen zögern, weil sie spüren: Allenfalls für den innerstädtischen Verkehr ist Elektromobilität heute alltagstauglich, in der Regel also als Zweitwagen. Hohe Stromtarife, das Hantieren mit Ladekabeln, Zwangspausen auf Fernstrecken und hohe Anschaffungspreise wiegen in der Breite schwerer als die Verlockung, lautlos und lokal emissionsfrei zu fahren. Und dass Strom in Deutschland überwiegend aus nicht regenerativer Energie stammt, trübt die schönsten Klimaträume.

Norwegen berechnet meist zehn oder gar nur fünf Cent je Kilowattstunde Strom, womit sich, neben den staatlich gelenkten und aus der Ölförderung subventionierten Kaufpreisen für Neuwagen, der relativ große Markterfolg dort erklären lässt. In Deutschland hingegen sind die Strompreise geeignet, die Lust auf das Elektroauto im Keim zu ersticken. Wer zu Hause lädt, kommt mit rund 30 Cent je Kilowattstunde noch recht glimpflich davon. Öffentliche Ladesäulen im Stadtgebiet fordern zwischen 39 und 49 Cent. Richtig teuer ist es an der Autobahn, wo am Schnelllader oft 65 Cent je Kilowattstunde abgerechnet werden – manchmal sogar noch mehr.

Weniger Produktionsaufwand für die Antriebskomponenten und geringerer Wartungsbedarf sind Vorteile des Elektroautos. Es gibt aber auch Punkte, die seine Bilanz verschlechtern: Temperierung der Akkus, Heizung je nach Witterung, Ladungsverluste und Verluste im Leitungsnetz, deren Höhe von vielen Faktoren abhängen, und der Aufwand für den geplanten Aufbau der Ladestationen. Die Anschaffungskosten für Kunden liegen rund 50 Prozent über denen eines vergleichbaren Autos mit



1912: Ein Columbia Mark 68 Victoria lädt auf.

Verbrennungsmotor, vor allem wegen der teuren Batterie. Und dass in der Produktion der Akkus Schadstoffe freigesetzt werden, könnte noch zu einer unerfreulichen Debatte führen, nach dem Motto: Damit Städter saubere Luft atmen können, müssen Landbewohner die Nachteile der Herstellung ertragen. Schließlich hängen die Emissionswerte entscheidend von der Art der Stromproduktion ab, vom künftigen Energiemix. Das Ganze müsste verglichen werden mit der kompletten Umweltbilanz sehr vielen Variablen.

Angesichts der Unwägbarkeiten kann man fast verstehen, dass der Gesetzgeber es sich einfach macht. Denn wie auch immer sich die Debatte entwickelt: Für die heute zu treffenden Entscheidungen in der Autoindustrie ist es gleichgültig, weil sich die EU-Richtlinie, wonach die CO₂-Emissionen zwischen 2021 und 2030 um 37,5 Prozent gesenkt werden müssen, nur auf den Ausstoß des Autos selbst bezieht. Mit normalem Fortschritt an Diesel- und Benzinmotoren ist die geforderte Reduktion – darüber herrscht ausnahmsweise weitgehend Einigkeit – nicht zu schaffen. Das ist einer der Hauptgründe, warum etwa Volkswagen-Chef Herbert Diess so klar das Elektroauto propagiert.

Der Durchbruch des Elektroautos – auf welches Jahr werden die Menschen ihn eines Tages datieren? 2020 jedenfalls ist ein neuer Anfang. Es wird Fahrt aufgenommen, ob auf die Überholspur oder wieder in eine Sackgasse, weiß noch niemand. Vorhersagen sind bekanntlich unsicher, vor allem, wenn sie die Zukunft betreffen.

FOTOS: AGS, GETTY



Heute schon die F.A.Z. gehört?

Jetzt neu: der F.A.Z. Podcast für Deutschland.

Ab sofort können Sie das vielfältige Angebot der Frankfurter Allgemeinen nicht nur lesen, sondern auch hören. Von montags bis freitags widmet sich unser täglicher Podcast umfassend einem Schwerpunktthema aus Politik, Wirtschaft, Kultur, Sport oder Wissen. Zusätzlich verschaffen wir Ihnen einen Überblick über zwei bis drei weitere relevante Themen. Freuen Sie sich auf unterschiedliche Standpunkte, spannende Einblicke und neue Denkanstöße – wann und wo immer Sie wollen.

H
EUTE
SCHON
HÖREN
SIE DIE F.A.Z. NUR
AB SOFORT
KÖNNEN SIE DIE F.A.Z. NICHT NUR LEBEN, SONDERN AUCH
HÖREN. HERZLICH
WILLKOMMEN
BEIM
F.
A.
Z.
PODCAST
FÜR DEUTSCHLAND.
ICH BIN ANDREAS KROBOK.
MEIN
N
A
A
WE
IST TAMM
HOLLERIED.
UND ICH BIN SANDRA KLÜBER.
AB SOFORT MONTAGS BIS
FREITAGS.
IMMER UM
17
UHR.
"ICH SAGE GANZ
EINFACH DEUTSCHLAND IST EIN STARKES LAND." "MAN NIMMT'S
IMMER SO, WIES KOMMT." - HOW
DARE YOU!
"WIR HABEN
S
O
VIELES
GESCHAFFT,
WIR SCHAFFEN DAS!"
"AND THE OSCAR GOES TO..." "JA, NATÜRLICH
WIRD DIE DEUTSCHE BANK ES
ALL
SCHEN
KÖNNEN'S OKAY.
AUF DEN ERSTEN BLICK VIELLEICHT,
ABER
IST
DAS NICHT NUR EIN VORURTEIL?
WIE SIEHT DAS DENN DIE
ANDERE
SEITE?
KÖNNEN SIE DAS ERKLÄREN? WENN MAN DAS JETZTMAL
WEITER DENKEN WÜRD, WAS
WÜRD ES
Bedeutung?
HÖREN SIE REIN
AUF FAZ.NET/
POD
CA
S
H
H
EUTE
SCHON
HÖREN
SIE DIE F.A.Z. NUR
AB SOFORT
KÖNNEN SIE DIE F.A.Z. NICHT NUR LEBEN, SONDERN AUCH
HÖREN. HERZLICH
WILLKOMMEN
BEIM
F.
A.
Z.
PODCAST
FÜR DEUTSCHLAND.
ICH BIN ANDREAS KROBOK.
MEIN
N
A
A
WE
IST TAMM
HOLLERIED.
UND ICH BIN SANDRA KLÜBER.
AB SOFORT MONTAGS BIS
FREITAGS.
IMMER UM
17
UHR.
"ICH SAGE GANZ
EINFACH DEUTSCHLAND IST EIN STARKES LAND." "MAN NIMMT'S
IMMER SO, WIES KOMMT." - HOW
DARE YOU!
"WIR HABEN
S
O
VIELES
GESCHAFFT,
WIR SCHAFFEN DAS!"
"AND THE OSCAR GOES TO..." "JA, NATÜRLICH
WIRD DIE DEUTSCHE BANK ES
ALL
SCHEN
KÖNNEN'S OKAY.
AUF DEN ERSTEN BLICK VIELLEICHT,
ABER
IST
DAS NICHT NUR EIN VORURTEIL?
WIE SIEHT DAS DENN DIE
ANDERE
SEITE?
KÖNNEN SIE DAS ERKLÄREN? WENN MAN DAS JETZTMAL
WEITER DENKEN WÜRD, WAS
WÜRD ES
Bedeutung?
HÖREN SIE REIN
AUF FAZ.NET/
POD
CA
S
H
H

Jetzt Reinhören unter faz.net/podcast

„SAURE GURKEN HABE ICH IMMER“



Es gibt Rollen, die bleiben haften. Für die 25 Jahre alte **Paula Beer** könnte es die Rolle der Jana Liekam sein – so eindringlich spielte sie die junge Investmentbankerin in der Serie „Bad Banks“. Sie ließ sie von der staunenden Anfängerin in der Welt der Großbanken wachsen bis zu dem Punkt, an dem sie bereit ist, alles ins Chaos zu stürzen, wenn es ihr nützt. Die Serie brachte ihr viel Aufmerksamkeit und zahlreiche Preise, vom Grimme-Preis bis zum Bambi. Nun ist die zweite Staffel in den Mediatheken von Arte und ZDF zu sehen – und an diesem Samstag um 21.45 Uhr im ZDF.

Was essen Sie zum Frühstück?

Immer Kaffee, selten Tee. Und momentan Porridge. Ich war gerade auf einem Festival in Kilkenny, da gab es das, und ich dachte mir, ich bringe mal ein bisschen Irland mit nach Hause.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Ich versuche, vieles secondhand zu kaufen. Und ich achte darauf, dass die Sachen hier gemacht wurden. Für mich geht Qualität vor Quantität.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ich habe ein altes Kfz-Arbeitshemd von meinem Opa aus der DDR. Das habe ich in der Garage gefunden, mechanikerblau und mit vielen Taschen.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Ich schreibe viel von Hand. Früher habe ich angefangen, mit einer Brieffreundin zu schreiben, das ist nun aber vor gut einem Jahr eingeschlafen.

Welches Buch hat Sie in Ihrem Leben am meisten beeindruckt?

Ich habe viele Sachbücher gelesen, die ich wahnsinnig interessant finde. Mich interessieren wegen der Schauspielerei vor allem Fragen zur Psychologie, das ist für mich immer ein neuer Input zwischen den Projekten. Und ich liebe „Just Kids“ von Patti Smith.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Ich habe ein Zeitungsabo und schaue Nachrichten am Morgen.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Das kommt ein bisschen auf die Person an und die Veranstaltung. Wenn ich die Person noch gar nicht kenne, frage ich sie, was sie so macht im Leben und warum. Ich bin aber mehr so ein Smalltalk-Tollpatsch.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Ich habe „Als wir tanzten“ gesehen, und der Film hat mich umgehauen. Er spielt in Georgien, es geht um einen jungen Tänzer in einem Ensemble, der merkt, dass etwas mit ihm passiert, als ein neuer Tänzer dazu kommt. Es geht um die Homophobie dort, und ich fand es sehr schockierend.

Sind Sie abergläubisch?

Ich glaube an Energien. Daran, dass Sachen so kommen, wie sie kommen sollen. Dass sie aus einem bestimmten Grund passieren, und dass, wenn man etwas Schlechtes macht, das auch wieder zu einem zurückkommt.

Worüber können Sie lachen?

Über sehr viel. Ich bin schnell zum Lachen zu bringen, und ich arbeite daran, auch mehr über mich selbst zu lachen.

Ihr Lieblingsvorname?

Habe ich nicht. Das wäre ja so, als ob man schon über Kindernamen nachdenken würde.

Machen Sie eine Mittagspause?

Manchmal bin ich lieber früher fertig und verzichte darauf. Aber Mittagsschlaf finde ich gut, Timer stellen, 15 Minuten.

In welchem Land würden Sie gerne leben?

Ich würde manchmal gerne in einem kleinen Fischerdorf wohnen, in Frankreich. Mal so zwischendurch.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Saure Gurken habe ich immer. Ich habe da manchmal so Phasen. Und Senf ist auch immer da.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ich habe ein Auto, fahre zwar nicht viel und halte es manchmal für Schwachsinn. Dann finde ich es in Berlin aber auch angenehm zu wissen: Ich kann jederzeit einfach so aus der Stadt raus.

Was ist Ihr größtes Talent?

Das wäre gut zu wissen. Es gibt für die Figurenvorbereitung bei Projekten ein paar Punkte: Was ist ihre Maske, wie wird sie wahrgenommen, was ist ihr tiefstes Bedürfnis, und was hält sie für ihre größte Fähigkeit? Allerdings führt das, was sie für ihre größte Fähigkeit hält, oft zur Erfüllung der größten Angst. Also bin ich da zurückhaltend.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Ich esse sehr viel Chips, viel Salt-and-Vinegar-Chips.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Hannah Arendt. Ich lese gerade was von ihr, und sie ist einfach eine wahnsinnig faszinierende Frau.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Uhr nein, aber immer Ohrhinge.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Ich tue mich mit Parfums wahnsinnig schwer, von den meisten wird mir schlecht. Aber ich liebe frischen Lavendel.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Aus jedem Urlaub nehme ich eine besondere und schöne Erinnerung wieder mit nach Hause.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Das letzte, das mich richtig beeindruckt hat, war Lou Doillon. Das war toll. Und dann kamen wir raus aus dem Club, und es gab ein ganz schlimmes Gewitter. Man hatte das Gefühl, die Welt geht unter.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Gerade nichts, gerade ist alles sehr, sehr gut.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Im Winter gerne ein Glas Rotwein. Und Wasser und Fanta.

Aufgezeichnet von Matthias Wyssuwa.



1 2 5
JAHRE
DEUTSCHE
MANUFAKTUR

SOFA MOONRAFT BY BRETZ

ALEXANDER-BRETZ-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETZ.DE • BRETZ.DE
FLAGSHIPS: STILWERK BERLIN • HOHE STR. 1 DORTMUND • WILSDRÜPPER STR. 9 DRESDEN
STILWERK DÜSSELDORF • ALTE GASSE 1 FRANKFURT • STILWERK HAMBURG • HOHENSTAUENRING 62
KÖLN • BACHSTR. 8 KONSTANZ-KREUZLINGEN • REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG • HOHENZOLLERNSTR. 100
MÜNCHEN • HALLPLATZ 37 NÜRNBERG • KÖNIGSBAU PASSAGEN STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN

Bretz
TRUE CHARACTERS



E-BOUTIQUE. DIOR.COM

DIOR